Biogr.
846
a
Fiche

Biogr. 846 a
Fiche

<36604850630019

<36604850630019

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 846ª

Friedrich Nicolai's Leben

und

literarischer Nachlaß.

Herausgegeben

von

L. F. G. v. Göckingk.

Berlin 1820,
in der Nicolaischen Buchhandlung.

13 A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Bey Herausgabe der Reise des Herrn von Bretschneiders nach London und Paris, habe ich dem Publikum schon vorläufig angezeigt, daß ich mit Durchsicht des literarischen Nachlasses Friedrich Nicolai's beschäftiget sey. Was ich bis jetzt unter seinen Papieren der Bekanntmachung werth gefunden habe, theile ich nunmehr mit. Die Arbeit ist mühsamer gewesen, als ich sie mir vorgestellt hatte. Nicolai schrieb eine deutliche Hand, sobald er an andre, oder für andre schrieb; aber desto undeutlicher ist das mehrste von dem geschrieben, was er bloß für sich selbst bestimmt hatte. Es ist nur flüchtig auf das Papier hingeworfen, und er hat sich dabey einer Menge ihm eigenthümlicher Abkürzungen bedient, die sich nicht immer mit Sicherheit aus dem Zusammenhange errathen lassen. Manches ist durch die Länge der Zeit, oder, weil das mit

Bleystift geschriebene sich verwischt hat, unleserlich geworden. Es hat daher so wenig mir, als andern, die mit seiner Handschrift bekannt waren, immer gelingen wollen, den Sinn mit Gewißheit zu entziffern, und ich habe lieber alles das, wobey ich zweifelhaft blieb, weglassen, als bloß nach Muthmaßungen das unleserliche auslegen wollen.

Ich hätte sehr gewünscht, von meinem seligen Freunde eine interessantere Biographie liefern zu können. Hierzu fehlte es mir aber an Materialien. Ich konnte bloß folgende dabey benutzen: 1. Einen Aufsatz von N. selbst verfaßt, den er Herrn Gädicke, auf sein Verlangen, für sein alphabetisches Verzeichniß von Buchhändlern, im Jahre 1800 gab; so wie einen andern Aufsatz, der aber bloß seine Jugend und Erziehung betrifft. 2. Die Denkschrift auf Friedrich Nicolai, von J. E. Biester. (In der Königlich. Akademie der Wissenschaften vorgelesen, den 3ten Jul. 1812.) Sie hat mehr den Schriftsteller als den Menschen zum Gegenstande. 3. Einige Briefe, die er an seine Verwandte und Freunde geschrieben, und nach deren Absterben zurück erhalten hat, so wie einige Zet-

tel, die seine literarischen Verbindungen und Arbeiten betreffen. — Indessen liefre ich hier doch mehr, als No. 1. und 2. enthalten, da ich nicht nur die Nachrichten unter No. 3. nutzen, sondern auch manches aus eigener Kenntniß hinzufügen konnte. Wenn nicht alle Freunde, mit denen N. in Berlin in näherer Verbindung stand, jetzt schon gestorben wären, so würde ich aus seiner mittlern Lebensperiode mehrere Nachrichten mitzutheilen im Stande gewesen seyn. Biester war allein noch übrig; aber auch er starb, ehe ich daran dachte, unsers gemeinschaftlichen Freundes literarischen Nachlaß heraus zu geben. Dieser besteht bloß in einzelnen Bemerkungen, Urtheilen und Gedanken. Alles übrige hat er selbst schon, theils mit, theils ohne seinen Nahmen in der Berlinschen Monatsschrift drucken lassen. Aber er hat außerdem eine schätzbare Sammlung von Briefen hinterlassen. Da er, bloß der allgemeinen deutschen Bibliothek wegen, mit 135 Gelehrten in Correspondenz gestanden, und keinen einzigen Brief, wie es scheint, vernichtet hat, so mußte in einem so langen Zeitraume nothwendig eine ungeheure Sammlung daraus entstehen. Ich habe nur erst den kleinsten

Theil davon durchgesehen, und werde die bis jetzt ausgewählten, wovon ich glaube daß sie dem Publicum interessant seyn möchten, nach und nach in einem der periodischen Blätter bekannt machen.

Berlin, im November, 1819.

Göcking k.

I.

Fr. Nicolai's Leben.

Der Bürgermeister Gottfr. Zimmermann zu Wittenberg war zugleich Besitzer einer Buchhandlung daselbst, und einer andern in Berlin errichteten Nebenhandlung. Auf diese letztere erhielt zwar der Buchhändler J. W. Meyer im Jahre 1703 auf seinen Nahmen ein Königl. Privilegium, allein Zimmermann, der mit Meyer unzufrieden war, nahm 10 Jahre darauf diese Handlung zurück, verheirathete seine Tochter an den bei ihm in Wittenberg stehenden Handlungsdiener, Christoph Gottlieb Nicolai, und trat ihm einen Theil der Berlinschen Handlung als Heirathsgut ab. Im Jahre 1713 erhielt dieser für sich und seine Erben ein Privilegium darüber. Er war ein solider Mann, der sein Geschäft mit Einsicht und Fleiß trieb. Die Auswahl seiner Verlags-Artikel, z. B. Frisch's deutsches Wörterbuch, die neue Ausgabe des Froschmäuselers und mehrerer damals geschätzter Schulbücher, begründeten seinen guten Ruf, und verbesserten seine Vermögensumstände. Daraus, daß der König Friedrich II. (wie er sich

bei dem Gespräche mit Friedr. Nicolai erinnerte) als Kronprinz diesen Buchladen öfters besuchte, läßt sich schließen, daß diese Handlung damals eine der vorzüglichsten in B. müsse gewesen seyn. Ihr Inhaber war ein Mann von religiösen Gesinnungen, von altem deutschen Schrot und Korn, ein stiller, strenger und sparsamer Hausvater. Aus den noch vorhandenen Briefen an seine Söhne ergiebt sich zwar, daß ihm deren Bildung äußerst am Herzen gelegen hat, aber zugleich auch, daß er des Moralisirens kein Ende finden konnte, und sie über jede Kleinigkeit mit zu vielem Ernste zurecht wieß. So z. B. ermahnt er den einen Sohn, der schon Magister in Halle war, und Vorlesungen hielt, „er solle den Mund nicht in die Breite ziehen, wenn er mit jemand rede, beim Lächeln die Zähne nicht weisen, nicht mit dem Kopfe wackeln, nicht schreien, sondern gelassen laut reden, nicht in Affect kommen, denn das müsse nicht seyn, weil es anzeige, daß man nicht Meister über seine Affecten sey, u. s. w.“ (Schreiben vom 26sten Oct. 1748.)

Dieß war der Vater des Gelehrten, dessen literarischen Nachlaß ich jetzt dem Publikum mittheile. Er ward in Berlin am 18ten März 1733 gebohren, und erhielt zwar die Vornahmen Christoph Friedrich, behielt aber bloß den letzten bey.

Noch ehe er fünf Jahr alt war, verlor er seine Mutter, die im Jahre 1738 starb. In der besondern Schrift: „Ueber meine gelehrte Bildung rc.“ hat N. zwar die Geschichte seiner Jugend, in so fern

sie auf Erwerbung von Kenntnissen Bezug hat, bekannt gemacht; als er sie aber schrieb, hatte er einen viel früheren Aufsatz über den nämlichen Gegenstand ganz vergessen, den ich unter seinen Papieren gefunden habe. Da er indessen, wie er selbst in einer, diesem früheren Aufsatze beigefügten, Bemerkung sagt, bey jenem spätern vom Jahre 1799 eine ganz andere Absicht hatte, als bey dem frühern, letzterer auch manches enthielt, was im spätern sich nicht findet, so trage ich kein Bedenken, daraus einen Auszug hieher zu setzen.

„Meinen ersten Unterricht verdanke ich hier in Berlin dem Herrn Professor Schulze im Joachimsthalschen Gymnasium. Ich war damals 13 Jahr alt. Im folgenden Jahre (1748.) kam ich nach Halle in die Schule des Waisenhauses. Hier hatte ich zuerst einen Lehrer der Stein hieß. Ein Mann von einem sanften Character, der nach damaliger Art sich durch eine bessere Methode im Unterricht auszeichnete. Er trieb zwar auch das mechanische Analysiren; aber wenn er einige Sätze hatte analysiren und exponiren lassen, so pflegte er über den eigentlichen Sinn etwas zu sagen, und er sah es gern, wenn lernbegierige Schüler ihm einige Einwürfe machten, die er mit großer Geduld auflösete. Ich erinnere mich noch sehr wohl, welche überaus vortheilhafte Wirkung dieß bey allen fähigen Köpfen unter seinen Schülern hatte, und wie es besonders auch meine Aufmerksamkeit auf das, was gelehrt wurde, zuerst erweckte. Diesem

Lehrer bin ich die erste Entwickelung meiner Seelenkräfte schuldig, damals war in der Schule des Waisenhauses die elendeste Lehrmethode, die sich denken läßt. Auch das Moralische der dort erzogenen jungen Leute war, bey allem guten Willen der sehr frommen Aufseher, und bey allem, fast stündlichen, Predigen der Religion, so tief gesunken, daß es mir, wenn ich mich jetzt daran erinnere, ein überzeugender Beweis von der Kraft der menschlichen Natur bleibt, die den richtigen Weg, selbst unter den widersinnigsten Einrichtungen, nie ganz verfehlt. Es hätte sonst in dieser Schule beinahe kein einziger brauchbarer Mensch gebildet werden können. Sowohl Lehrmethode, als Erziehung, schienen ausdrücklich darauf angelegt zu seyn, die jugendlichen Seelenkräfte, die entwickelt werden sollten, gänzlich zu unterdrücken. Seelenlose Unthätigkeit und heuchlerisches Kopfhängen, hieß Frömmigkeit, und diese allein, nebst einer sclavischen Unterwürfigkeit unter Inspectoren und Lehrer, war das einzige, das bey den jungen Leuten verdienstlich gefunden ward. Hieraus läßt sich begreifen, wie der Umstand, daß Herr Stein den Sinn der griechischen Worte erklärte, und den Schülern, die von allen andern Lehrern in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten wurden, sogar erlaubte, ihre Zweifel vorzutragen, eine so große Wirkung auf mich und einige andre Schüler hatte. Bis dahin war ich für einen der unachtsamsten Schüler gehalten worden. Wie konnte es auch anders seyn? Ich hatte eine große Fähigkeit,

Worte auswendig zu lernen, und lateinische und griechische Phrasen aneinander zu reihen. Aber dieß setzte meine schon damals sehr lebhafte Einbildungskraft eben so wenig, als irgend eine andre Kraft meiner Seele in Bewegung Wie hätte ich also sollen achtsam seyn? Durch Herrn Stein's gute Begegnung und lehrreiche Erklärungen ward mir das Griechische interessant. Ich würde es nicht gelernt haben, wenn er es nicht gelehrt hätte. Es fügte sich unglücklicher Weise, daß er die griechische Lehrstunde nach einiger Zeit aufgeben mußte. Ein steifer, gebieterischer Pedant kam an seine Stelle. Nun ward mir auch das Griechische eben so zuwider, wie die meisten Dinge, welche auf eine so seelenlose Art gelehrt wurden. Ich verlangte aus der griechischen Klasse versetzt zu werden, und da ich auf wiederholtes ernsthaftes Befragen der seufzenden Inspectoren erklärt hatte: Ich wolle nicht Theologie studiren; so fand man freilich, daß das Griechische mir unnütz seyn würde. Und so ward ich in eine andre Klasse versetzt. Durch ein sehr glückliches Ungefähr hatte dieß einen wichtigen Einfluß auf die Ausbildung meines Geistes. Man hatte aus verschiedenen Klassen diejenigen Schüler gesammlet, die nicht griechisch lernen wollten, und weil man sie für verlorne Schaafe ansah, die aber doch beschäftiget werden mußten, so las man mit ihnen cursorie die Reden des Cicero. Diese, ohne alle Erklärung, mit jungen Leuten zu lesen, war eigentlich Unsinn; denn meine Mitschüler und ich, hatten fast gar keine historische Kennt-

nisse, wußten nichts von einer republikanischen Verfassung, noch weniger von Gerichtshändeln, und wie man sie in einer der alten Republiken behandelte. Indessen wirkte doch Cicero's Beredsamkeit nicht allein auf meine Einbildungskraft auf eine mir ungewohnte Weise, sondern diese cursorische Lectur gab mir auch den ersten Begriff, daß man ein lateinisches Buch lesen könne. Bisher hatte ich nur gewußt, daß ein alter Autor könne exponirt, analysirt und construirt werden. Bei allem diesem Zeuge war mir verborgen geblieben, daß die zusammengefügten Worte einen interessanten Sinn gäben. Jene cursorische Lectur gab mir Anlaß, zu Hause den Kurtius zu lesen, denn weiter hatte ich keinen alten lateinischen Autor, außer dem Kornelius. Aber ich hielt mich viel zu vornehm, um noch in diesem zu lesen. Dieß war, aus eigenem Antriebe, der Anfang meines Privatfleißes, wozu ich bis dahin nicht war zu bringen gewesen.

„Auf der Schule des Waisenhauses wußte man von keinem andern Griechischen, als vom neuen Testament, also hatte auch ich nur dieses bey Herrn Stein gelernt. Bloß in der sogenannten Selecta, brauchte man Freyeri Fasciculus poetarum graecorum. Ich bekam einmal bey einem ältern Schüler diese Sammlung zu sehen, und erstaunte nicht wenig darüber, daß noch außer dem neuen Testamente etwas Griechisches vorhanden war. Die poetischen Bilder, die ich hier fand, beschäftigten meine durch Cicero's Reden schon erregte Einbildungskraft auf eine unbe-

schreibliche Art. Am stärksten ward meine Aufmerksamkeit durch den in dieser Sammlung abgedruckten VII. Gesang der Iliade angezogen. Ich erinnere mich noch lebhaft an den tiefen Eindruck, den die Stelle auf mich machte, wo Ajax, nachdem er sein Loos zum Streite aus Hectors Helm erhalten, sich rüstet. Ich fragte meinen Bruder, der damals in Halle studirte, was denn der Homer eigentlich für ein Mann sey? Ich wünschte, sagte ich zu ihm, alle seine Gedichte zu lesen. Mein guter Bruder, ein Schüler und Freund des Professor Meyer's, schätzte die Philosophie über alles, besonders das Disputiren; doch hatte er schon etwas von der Erfindung der Aesthetik vernommen. Er belehrte mich also: „Homer stehe freilich an der Spitze der schönen Wissenschaften, welche, wie nicht lange erst entdeckt worden sey, ein ansehnlicher Theil der Philosophie wären. Aber den Homer zu lesen, sey für mich funfzehnjährigen Knaben viel zu früh. Ueberdieß würden seine Gedichte mir viel zu schwer seyn, da sogar verschiedene Dialekte darin vorkämen, die ich nicht würde begreifen können. Zuerst müsse ich meinen Geschmack bilden, und zu diesem Zwecke lieh er mir einen Band der Bremischen Beiträge."

„Bey jetzigen bessern Einsichten wird man es freilich kaum glauben, daß ein gelehrter Bruder einem lernbegierigen Jüngling, in der besten Absicht, einen so verkehrten Rath habe geben können, und eher seinen Geschmack bilden wollen, bevor er die Klassiker lesen durfte. Indessen arbeitete ich treuherzig an der Bil-

dung meines Geschmacks, so wenig ich auch einen bestimmten Begriff davon hatte, was es eigentlich für ein Ding sey. Aber die Idee hielt ich fest: daß wenn ich die Bremischen Beiträge studirte, ich mich würdig machen würde den Homer zu lesen, den ich in einer unabsehlichen Höhe über mir schweben sah, ohne ihn weiter zu kennen. Die Bremischen Beiträge unterhielten mich so ziemlich, und gaben mir zuerst einen Begriff von deutschen Gedichten. Aber auf der erzpietistischen Schule des Waisenhauses sollte von nichts anderm geredet werden, als vom Durchbruch und vom Herrn Jesus in uns. Alle weltliche Bücher, besonders deutsche, waren Contrebande. Einigen von meinen jungen Freunden vertrauete ich, daß ich einen unbekannten Schatz, die Bremischen Beyträge, besäße, ließ auch einige hinein blicken. Aber das ward bald verrathen. Man empfahl sich damals den Aufsehern am sichersten durch Kopfhängen und Angeben. Daher traueten wenige Schüler einander, und denen, die sich als die frömmsten auszuzeichnen suchten, trauete man am wenigsten. Ich versteckte meinen Schatz in jeden Winkel, und endlich ins Bettstroh. Aber er ward dennoch gefunden und confiscirt. Da war es denn mit meiner Geschmacksbildung auf einmal aus. Ach! und ich wollte doch so gern zum Homer hinan."

„Das Jahr 1748 brachte ich auf der hiesigen Realschule zu, welche eben damals war gestiftet worden. Hier hatte ich einen vortrefflichen Lehrer, Herrn Berthold ꝛc. (Was Nicolai in diesem früheren

Auffsatze weiter von seinem Aufenthalte auf der Realschule sagt, ist in dem gedruckten spätern ebenfalls enthalten, daher ich dieses hier weglasse. Dann fährt er in seiner Erzählung folgendermaaßen fort:)

„Ich brachte die Jahre 1749, 1750 und 1751 in Frankfurt an der Oder zu, um die Buchhandlung zu lernen. Zwar war ich hier allerley Ungemach ausgesetzt. Ich mußte im Winter viel Kälte ausstehen, da weder der Laden, noch für mich ein Zimmer im Hause geheizt wurde, und ich weder Morgens noch Abends Licht bekam. Aber ich lernte dieses und anderes Ungemach ertragen. Diese drei Jahre waren für meine Ausbildung höchst glücklich. Ich war im Schooß einer schätzbaren Familie. Meine Handlungsarbeiten beschäftigten mich die mehreste Zeit nur zwey Drittel vom Tage. Ich geizte mit der übrigen Zeit, um durch eigenen Fleiß Kenntnisse von aller Art zu erlangen. Zugleich war ich so glücklich, schätzbare und nützliche Bekanntschaften zu machen. Eine meiner ersten Beschäftigungen war, mit Hülfe einer Grammatik und einiger ganz alten, schlechten englischen Bücher, die ich im Laden fand, ohne irgend eine Anleitung, diese Sprache zu lernen. Ich sparte ziemlich lange das Frühstück, (täglich 3 Pf.) und einige andre kleine Ausgaben, um mir Oel zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studiren anwenden könnte. Als ich im Sommer im Sparen weiter kam, so machte ich das Project, Milton's Werke im Original zu verschreiben.

Meine Freude als ich sie erhielt, kann sich nur der vorstellen, der mit mir in gleichem Falle gewesen ist."

„Ich fing an, ein wenig englisch zu sprechen. Dadurch ward ich mit Ewald, dem Freunde Kleist's und Verfasser vieler Sinngedichte, bekannt. Er war damals Hofmeister bey einem in Frankfurt studirenden jungen Edelmanne. Ewald wunderte sich, das englische, das er selbst ziemlich gut sprach, aus dem Munde eines Lehrlings der Buchhandlung zu hören. Dieß bewirkte bald eine nähere Bekanntschaft mit ihm, und durch ihn mit Kleist, mit dem ich Briefe zu wechseln anfing. Ewald war ein erklärter Poet, so wie ich es damals auch war, aber doch so gescheut, nichts drucken lassen zu wollen; jetzt bin ich so glücklich, daß das, was ohne meine Veranlassung gedruckt ward, nur noch mir bekannt ist, von dem es Niemand erfahren soll. Die Sammlung von guten englischen Büchern, besonders Dichtern, welche Ewald besaß, kam mir trefflich zu statten. Ich schrieb mir einen ganzen Band von Gedichten ab, weil ich sie nicht kaufen konnte, und doch gern besitzen wollte. Ewald sprach oft von den Griechen, und kannte die griechischen Dichter ganz gut; besonders liebte er den Theokrit, den er fast auswendig wußte. Er lieh mir die Poetae graeci veteres; carminis heroici Scriptores, cura Lectii. Ich las mit unermüdeter Geduld diesen eng gedruckten Folianten in beinahe zwey Jahren, mit dem Scapula in der Hand, ohne weitere Anweisung, von

Anfang bis zu Ende durch. Ich stand deshalb im Sommer früh um vier Uhr und zuweilen noch früher auf. Dieses zog mir dann und wann Scheltworte zu, denn ich schlief in einer dunkeln Kammer, und mußte mich durch eine Stube schleichen, in welcher der Handlungsdiener schlief, um in eine andre Kammer zu kommen, wo es hell war. Endlich hatte ich denn das Glück, den ganzen Homer zu lesen! Ich fand den lieben Alten, sobald ich nur etwas mit ihm bekannt wurde, viel umgänglicher, als man mir ihn beschrieben hatte. Manches las ich zwey auch dreimal. Ueber die Odyssee, — die Ewald der Iliade weit vorzog — hatte ich mit ihm manche Unterredung, wodurch in mir viele Ideen rege gemacht wurden, auf die ich sonst noch nicht hätte kommen können. Nachher las ich den Herodian, den Herodot, einige Werke des Plutarch, und des Philosophen Sallusts Buch von den Göttern, welches Herr Formey 1748 herausgegeben hatte. Aus den Anmerkungen zu diesem kleinen Buche, bekam ich den ersten rohen Begriff von der Geschichte der Philosophie, wovon ich noch gar nichts wußte, und die mich sehr reizte."

Von seinem Aufenthalte in Frankfurt enthalten die Briefe an seinen Bruder, den Prof. N., noch einige Umstände, die ich hier einrücken will. Seine Lebensart beschreibt er also: „Morgens stehe ich im Sommer um 5 Uhr auf, zuweilen noch eher; nach gehaltenem Gebet lese ich ein Stück aus dem griechischen neuen Testamente, denn ich richte mich nicht nach den

Kapiteln; nachher ist die Zeit bis halb 7 Uhr der histor. Litter., und was dazu gehört, gewidmet. Dann gehe ich in den Laden. Da wir eben nicht viel zu thun haben, so läßt es mein Herr geschehen, daß wir zuweilen einige Zeit für uns anwenden. Also lese ich manchmal in einem Buche oder Journal, — (hier führt N. die Titel von 9 kritischen Journalen an.) — Um zwölf Uhr gehe ich zu Tische, und da wir schon gegen dreiviertel auf Eins abgespeiset haben, so wende ich die noch übrige Zeit an, irgend ein Journal, ein Gedicht, eine Abhandlung zu lesen. Von 1 bis 7 Uhr, (im Sommer bis acht,) bin ich im Laden. Nach dem Abendessen treibe ich das griechische Lesen im N. T., lege mich zu Bett, bete und schlafe gemeiniglich unvermerkt ein. Diese Einrichtung setze ich aus, wenn ich mich nicht wohl befinde, oder ich etwas zu lesen bekomme, das ich nicht so lange behalten kann. Zuweilen bin ich nach dem Abendessen bey Herrn Ewald, alsdann wir manchmal englisch sprechen, doch wird es mir ziemlich schwer, Worte genug zu finden; bald lesen wir zusammen einen griechischen Poeten, denn auch er hat ungemeine Lust zur griechischen Sprache. Zuweilen kömmt ein hiesiger Student, Herr Kulmann, welcher eine große Stärke in der Musik besitzt, dazu, und singt einige Opernarien, wozu Herr Ewald das Klavier spielt. So lebe ich mehrentheils ohne Sorge, Beschwerniß und heftige Affecten. Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich, vielleicht könnte ich nicht wieder aufstehen. Daher bemühe ich mich, meine Hand-

in der Zeit der feurigsten Jugend, zum ernsthaften Nachdenken gebracht, und feste moralische Prinzipien in mir gegründet. Ob man mir gleich von meiner Kindheit an sehr viel von Religion vorgeredet hatte, und in Halle von nichts als vom Durchbruch, von Buße und von außerordentlichen Wirkungen des heil. Geistes sprach, so hatte doch die Art, wie man damals die Religion behandelte, bey mir die Folge, daß sie bey allem meinen Glauben daran, und bey meiner ernsten Aufmerksamkeit auf ihre Lehren, wenig oder keinen Einfluß auf mein Leben hatte. Hierzu trugen die vielen Heuchler, die ich in Halle bemerkte, und der Contrast ihrer schändlichen Handlungen mit ihren fromm klingenden Worten und vermeinten oder vorgegebenen christlichen Gefühlen, nicht wenig bey."

„Im Anfange hatte ich in Berlin gar keinen gelehrten Umgang, und überhaupt kam ich wenig in Gesellschaft. Meine Handlungsgeschäfte nahmen fast den ganzen Tag ein, und die übrige Zeit war dem Nachdenken größtentheils gewidmet. Oft aber las und schrieb ich bey Nacht."

„Mit Lessing, und kurz darauf, durch ihn, mit Moses Mendelssohn, ward ich im Anfange des Jahres 1755 bekannt. Die innigste Freundschaft verband mich bald mit beyden, und sie hat bis zum Tode dieser großen Männer fortgedauert. Was beyde für Deutschland waren, erkennt es dankbarlich; was sie mir waren, empfinde ich tief, kann es aber nicht in seinem ganzen Umfange ausdrücken. Wir waren damals alle

drey in der Blüte unsrer Jahre, alle drey voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drey von unbefangenem Geiste, und hatten keine andre Absicht, als wissenschaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln. Keiner hatte gegen den andern Mißtrauen oder die geringste Zurückhaltung, vielmehr beseelte uns alle das uneingeschränkteste Vertrauen. Daher entstand bey unserm mehr als zwanzigjährigen sehr genauen Umgange, auch nicht ein einziges mal das geringste Mißverständniß, obgleich fast jede unsrer Zusammenkünfte lebhafte Disputation war, durch die, ohne Rechthaberey und Lehrerton, eine Menge Ideen bey jedem von uns heller wurden."

„Beym Anfange unsrer Bekanntschaft war ich Moses Mendelssohn, in der Art die Gegenstände zu betrachten, in so fern etwas näher, weil er, so wie ich, einen großen Theil seiner Kenntnisse, ohne mündliche Anleitung, durch eigenen Fleiß erworben hatte. Er war auch, so wie ich, ein Kaufmann, und wir hatten daher beyde verschiedene Gegenstände aus Gesichtspunkten betrachten lernen, aus welchen sie derjenige nicht ansieht, der bloß eine gelehrte Erziehung erhalten hat. Mit Lessing hatte ich, im Gegensatz auf Moses, in so fern Anlage zu übereinstimmenden Ideen, weil ich, wie er, die gewöhnliche Schulerziehung gehabt hatte, und ob ich gleich nicht selbst auf Universitäten gewesen war, so kannte ich doch so ziemlich die daselbst gewöhnliche Art zu studiren. Ich hatte daher auch Sinn für manche Wissenschaften und gelehrte Beschäftigungen, welche Lessing mit Eifer trieb,

die aber unserm Freunde Moses beinahe ganz unbekannt waren. Dieser hatte damals noch eine sehr geringe Idee vom Nutzen der Geschichte, und von allem philosophischen Studium. Er konnte nicht begreifen, daß ein Mann, von Lessing's feuriger Einbildungskraft und Scharfsinn, sich so viel mit Sammlung und Beurtheilung der Varianten alter Schriftsteller, mit Untersuchung der Alterthümer, oder mit Collectaneen über Gelehrte und ihre Schriften, und mit alten verlegenen Büchern beschäftigen könne. Ich, der ich in Frankfurt a. d. O. und in Berlin einige Jahre lang die gelehrte Geschichte mit großem Eifer studirt hatte, übernahm Lessing's Vertheidigung Wenn nun gleich Moses damals nicht völlig überzeugt wurde, so gab dieß doch Gelegenheit, daß sich bey uns verschiedene Ideen aufklärten." —

Während N in der gemeinschaftlichen Buchhandlung als Gehülfe blieb, gab er im Anfange des Jahres 1756 sein erstes Werk, die Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend, heraus. Ueber die damals wichtigen Streitigkeiten der Gottschedianer und Schweitzer, sagte er darin mit eben so viel Geschmack, als Freimüthigkeit und Witz, seine Meinung.

Im folgenden Jahre (1757) entwarf er den Plan zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und führte ihn mit Beystand seiner Freunde, Lessing und M. Mendelssohn, auf eine solche Art aus, daß dieses kritische Journal alle seine Vor-

gänger übertraf, denn es umfaßte zugleich die englische, französische und italienische Literatur. Außer den schon genannten Hauptverfassern, nahmen auch Winkelmann, Hagedorn in Dresden, Lippert u. a. Theil daran. Nach dem mit dem Verleger geschlossenen Contracte, den ich unter Nicolai's Papieren gefunden habe, erhielten die Herausgeber für jeden Band ein Honorar von 100 Rthlr. Hiervon setzten sie die Hälfte als einen Preis für das beste Trauerspiel aus, bestritten von der andern das Porto, u. s. w., behielten also wahrscheinlich für ihre Mühe nichts übrig. Aber N's. Lage änderte sich kaum ein Jahr nachher, und so gab er die Herausgabe mit dem 4ten Bande auf. Sein Freund Weiße übernahm auf sein Bitten die Fortsetzung, schloß diese mit dem 12ten Bande, und fing dann die neue Bibl. der schönen Wissenschaften an, die er bis zum 34sten Bande besorgt hat.

Im März 1758 setzten sich die Nicolaischen Erben gerichtlich auseinander, und die Buchhandlung ward dem ältesten Sohne allein überlassen. Friedr. Nicolai ging nunmehr von der Buchhandlung ab, um sich ganz dem Studiren widmen zu können. Er sah sich im Besitz eines Kapitals, von dessen Zinsen er, wiewohl sehr eingeschränkt, leben konnte. Er bedurfte aber auch nicht mehr. Seine Erziehung in Berlin, Halle und Frankfurt, hatte ihn an eine Frugalität gewöhnt, die er für sich selbst auch dann noch beybehielt, als er ein reicher Mann ward, dagegen er

bey Bewirthung seiner Freunde nichts weniger als sparsam war. Erwerbung von Kenntnissen ging ihm über alles, und so verwendete er fast alles auf Bücher; auf sinnliche Vergnügen beynahe gar nichts. So hat er denn nach und nach eine so zahlreiche und so auserlesene Bibliothek gesammlet, als vielleicht in ganz Berlin keine andre Privatperson besitzt.

N. fährt in dem mehr gedachten Aufsatze also fort: „Ich hatte seit dem Jahre 1751 sehr wenig an die griechische Sprache gedacht. Eine Uebersetzung des Theokrits von Lieberkühn, welche ich für die im Jahre 1757 von mir angefangene Bibl. d. sch. W. recensiren wollte, gab Gelegenheit, daß ich wieder daran dachte. Ich hatte schon alle auf der Königl. Bibliothek befindlichen Ausgaben vom Theokrit mir geben lassen, und las alle Scholiasten darüber. Lessing, der sich damals in Leipzig aufhielt, mir den Verleger für die Bibliothek verschafft hatte, und, aus Freundschaft für Moses und mich, die Correctur davon besorgte, schrieb mir, er wolle Lieberkühn's Uebersetzung recensiren; und so stand ich ab. Nachdem seine Recension im zweiten Bande S. 366. abgedruckt war, verglich ich sie mit dem, was ich zu der meinigen gesammlet hatte, und correspondirte mit Lessing darüber. Zufällig hatte ich unter den verschiedenen Ausgaben des Theokrit eine kleine, ganz unbedeutende gefunden, deren lateinische Uebersetzung Lieberkühn bloß übersetzt, aber nicht verstanden hatte. Lessing hatte folglich ihm zu viel Ehre erwiesen, seine Ueberse-

tzung mit dem Grundtexte zu vergleichen. Als ich hierbey mit Vergnügen bemerkte, daß ich mein ehemals so mühsam erlerntes Griechisches nicht ganz vergessen hatte, aber doch auch fühlte, was mir noch fehlte, so nahm ich mir vor, einen griechischen Autor nach dem andern zu lesen, um mich in dieser Sprache recht fest zu setzen."

Das übrige dieses Aufsatzes enthält bloß einige Anecdoten von dem Rector Damm, die bereits in der Berliner Monatsschrift vom Jahre 1800 abgedruckt sind.

Im Sept. 1759 starb N's. ältester Bruder. Höchst ungern entschloß sich N. die Handlung zu übernehmen; aber sein eigenes Kapital, so wie das seines Bruders, des Professors in Zerbst, welches in der Buchhandlung steckte, hätte sonst nicht gerettet werden können. In etwas ward ihm die Uebernahme zwar dadurch erleichtert, daß er die Hälfte der Handlung erbte; (die andre Halbschied war seinem Bruder zugefallen) all in die Zeitumstände, — es war mitten im siebenjährigen Kriege, — hatten doch auf ihren Betrieb einen nachtheiligen Einfluß. Sein Vater hatte seit ohngefähr 1728 angefangen, jährlich den Dominiksmarkt zu Danzig zu beziehen, denn außer dieser Zeit durfte dort Niemand, als ein Danziger Bürger, einen offenen Laden haben. N. mußte diese Reise zweymal mitten durch die feindlichen Heere machen.

Ueber seinen Buchladen zu Berlin stellte er den Kopf Homers, nach dem bekannten antiken Brustbilde,

auf, und viele seiner Verlagsbücher führen auf dem Titel ebenfalls diesen Kopf. N's. Fleiß, Ordnung, Einsicht und die Verbindung, worin er mit vielen der ersten deutschen Schriftsteller stand, erweiterten die Geschäfte dieser Buchhandlung so sehr, daß sie eine der ersten im Preuß. Staate wurde.

Lessing, Nicolai und Mendelssohn hatten am Ende des Jahrs 1758 den Gedanken zu einem kritischen Blatte gefaßt, wie noch keins vorhanden war, und auch seitdem nicht wieder erschienen ist; der Plan wurde im folgenden Jahre ausgeführt. „Dieß sind, (sagt Biester in der Denkschrift auf Fr. Nicolai) die geistvollen Briefe über die neueste Literatur, in 24 Bändchen, von 1759 bis 1765; ein Werk, in seiner Art einzig, durch Einkleidung, Vortrag und Gehalt. Die Briefe sind mit der größten Leichtigkeit geschrieben, mitunter in frohem, liebenswürdigen Muthwillen, und liefern dabey einen Schatz von literarisch-kritischen Nachrichten, von philosophischen Erörterungen, von ästhetischen Bemerkungen, den man noch nach 60 Jahren mit Genuß und Belehrung zur Hand nimmt. Lessing waltete hier mit voller Jugendkraft; Moses ward in seinen trefflichen Aufsätzen von diesem Feuer mit ergriffen; späterhin traten andre geistreiche Köpfe, Abbt, Resewiz u. a hinzu. Nicolai hat, nach seiner durchgängigen Rechtlichkeit, sich nie mehr von dem Werke zugeschrieben, als das wenige, was er in jener für ihn unruhigen Zeit geben konnte: aber er wird immer

dabey genannt werden, weil es ohne ihn nicht zu Stande gekommen wäre, weil er das Ganze zusammen halten mußte, auch weil die, durch eine bisher in Deutschland unerhörte Freimüthigkeit aufgeregten Wespenschwärme zunächst um ihn, als Herausgeber und Verleger, sauseten. Man stellt sich jetzt dieses Toben nicht mehr vor, wie es war; die getadelten Theologen sprachen nur von Juden und Freigeistern; der große König selbst sollte hineingeflochten werden, wegen der freimüthigen Kritik (von Moses) über die Oeuvres du Philosophe de Sanssouci; ja die Literaturkriege wurden einst wirklich, obgleich nur auf kurze Zeit, in Berlin verboten.

Ich kann aus N's Papieren noch folgendes hinzusetzen: Lessing war der erste, der die Idee zu diesem Werke hatte; er wollte auch das meiste machen. Die Schreibart war eigentlich die seinige. M. Mendelssohn, Nicolai, und hernach Abbt, nahmen nur die äußere Form davon an, und jeder schrieb seinem eigenen Charakter gemäß. Moses versprach im Anfange uns die philosophischen Briefe zu liefern; N. aber verband sich zu nichts, als daß er, wenn es an Mspt. fehlen sollte, etwas zur Ausfüllung machen wolle. In den ersten Theilen hat er auch nicht mehr gethan.

Als Lessing nach Breslau abging, würden die Briefe bald haben aufhören müssen; aber durch einen Zufall trat Abbt in seine Stelle. Er schickte N. seine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, zum Verlage

zu. N. und Moses, sobald sie es durchgelesen hatten, beschlossen, ihn zum Beytritt an den Litt. Br. einzuladen. Er hat auch bis ans Ende treulich ausgehalten. Sein letzter Beytrag waren die Zweifel im XVIII. Th. S. 23. und XIX. S. 8. Diese sollten eigentlich eine Recension von Spalding's Bestimmung des Menschen seyn. Abbten ging es damals, wie allen jungen Männern, die aufrichtig die Wahrheit suchen; er verfiel auf mancherley Zweifel. Moses sah es ungern, daß Abbt auf allerley Abwege gerieth, und er beantwortete Abbt's Zweifel im folgenden Briefe in gleicher Laune. N. glaubte, sie könnten zusammengenommen gedruckt werden, und erdichtete die Nachricht, als ob ihm diese Sachen aus Schinznach wären zugeschickt worden.

Es war schwer, jemanden zu finden, der sich so gut als Abbt zu den ersten Verfassern geschickt hätte. N. und Moses fielen auf Resewitz, der schon in Berlin ihr Freund gewesen war. Die Wahrheit zu sagen, so konnte er sich nicht ganz in die Laune der übrigen Verfasser versetzen, oder er wollte vielleicht vorsätzlich in ihren lebhaften, muntern Ton nicht einstimmen, denn an Witz und Laune fehlte es ihm selbst in spätern Jahren noch nicht, wo ich ihn in Magdeburg zwey Jahre lang fast täglich sah. Sein Ton in den Lit. Br. ist bedächtiger und ernsthafter.

Grillo ward auf folgende Art Mitarbeiter. Er war Verf. von einer kleinen Beurtheilung der Willamorschen Dithyramben, in der Berliner Vossischen

Zeitung. Diese gefiel N. und M M. Sie ersuchten ihn, diese Dithyramben und Steinbrüchels Uebersetzung des Sophocles in den Lit Briefen zu recensiren; aber jene beide waren mit seiner Arbeit eben nicht zufrieden.

Die Geschichte der Liter. Briefe hat N., durch einen Ausfall von Rehberg dazu veranlaßt, im Göttingschen Magazin, herausgegeben von Lichtenberg und Forster, im III. Bande. 3. Stücke, erzählt.

Manchem Literaturfreunde wird es interessant seyn, wenn ich hier bemerke, was für einen Antheil jeder der genannten Gelehrten, und außer ihnen auch Sulzer und Grillo, an diesen Briefen gehabt haben, denn jeder der Hauptverfasser hat seine Zeichen öfter gewechselt.

Nicolai.

Der 6te Brief im I. Th. — R a. T. 12ter Br. im VII. Th. — T. — S. — Der 192ste Br., ob er gleich mit K. bezeichnet ist. — Im 276sten Briefe, S. 173 – 179. — XIX. S. 5. im 287sten Briefe, die Nachricht.

Lessing.

Die Briefe mit den Zeichen: O. — Fll. — E. — B. — G. 43 und 44ster Br. im II. Th. — A. — Mit dem VI. Th. hörte er auf, weil er nach Breslau ging; bloß der 332ste Brief im XXIII. Th. ist noch von ihm.

Moses Mendelssohn.

Die Briefe mit den Zeichen: D. — M. — P. — Z. — K. — Die Fabeln im 30sten Briefe sind von ihm übersetzt. — Kulmin Antwort im 192sten Br. — ~~Fll.~~ im 233 bis 236sten Br, über Ramlers Ausgabe von Lichtwehr's Fabeln. — Der kleinere 258ste Brief XVI. S. 67. — XIX. S. 41. das Orakel.

Abbt.

Er fing im IX. Th. mit dem 148sten Br. an. Sein Zeichen war B., und bey Haug's Beurtheilung, C. Von ihm ist noch die Nachricht des 244sten Briefes, XVIII. 23., im XIX. S. 8. die Zweifel, und im XXII. S. 316.

Resewiz.

Er fing im XVII. Theil beym 267sten Briefe an. Sein Zeichen ist Q.

Sulzer.

Der 78ste Br., unter seinem Nahmen. Außerdem der 193ste, mit xxx bezeichnet.

Grillo.

Im XX. Th. der 302 und 303te Br., ohne Unterschrift. Im XXI. 304. 305. 306te XX. bis 310ten Brief.

Zusammengesetzt:

Der 204te Br. B f., so wie der 205te ist größtentheils von Abbt, und verschiedenes von Nicolai. Hingegen ist der 206te Br. hauptsächlich von M. Mendelssohn, und das wenigste von Abbt.

Am 12ten Decbr. 1760 verheirathete sich Nicolai mit Elisabeth Macaria, Tochter des ehemaligen Königl. Leibarztes Dr. Samuel Schaarschmidt, der zugleich Professor bey dem medicinisch-chirurgischen Collegium war, und durch seine von ihm selbst und von dem Doctor Kurellá herausgegebene Schriften, sich vortheilhaft bekannt gemacht hat. Nach Schaarschmidts Tode zog seine Wittwe, eine höchst schätzbare Frau, zu Nicolai ins Haus, worin sie noch viele Jahre lebte, und später als ihre Tochter starb. N's Gattin hatte eine ziemlich vortheilhafte äußere Bildung und eine sorgfältige Erziehung genossen, daher sie im Umgange leicht gefiel.

Ich glaube, hier am schicklichsten das übrige, was ich von dieser glücklichen Ehe noch zu sagen habe, gleich hersetzen zu können. Als sie 25 Jahre gedauert hatte, vereinigten sich die zahlreichen Freunde und Freundinnen des Ehepaars, seine silberne Jubelhochzeit zu feiern. Sie ließen einen eigenen Ehe- und Haus-Kalender drucken, und ein von der berühmten Künstlerin Therbusch in Berlin verfertigtes Familiengemälde in Kupfer stechen, das dem Calender beim Titelblatte vorgesetzt ist. Die Einrichtung des Calenders ist diese: Auf der einen Seite stehen die Tage und ihre Nahmen, (die Eigennahmen roth, die übrigen schwarz gedruckt,) auf der andern Seite aber die Hausfeierlichkeiten verzeichnet. Ich setze den Anfang hieher:

Christmonath.

13. Sonnabend.	— Neu-jahr. —	Anfang des Nicolaischen Hauswesens.
14. Sonntag.	— Ramler.	
15. Montag.	— Diterich. —	Der Montag ist durchs ganze Jahr des Herrn Nicolai großer Club, und der Madame Gesellschaftszirkel.
16. Dienstag.	— Liebe.	
17. Mittwoch.	— Zärtlichkeit.	
18. Donnerstag.	— Gefälligkeit.	
19. Freitag.	— Treue. —	Jeden Freitag ist Liebhaber-Concert bey Corsica, von welchem Hr. Nicolai nicht nur Mitglied ist, sondern auch selbst mit seinem ältesten Herrn Sohne dabey auf der Violine accompagnirt.
20. Sonnabend	— Zaupser in München. —	Alle Sonnabend ist kleines Hausreinigungsfest, bey welchem aber Herrn Nicolai's Zimmer zuweilen eine Ausnahme macht.

Diese Ehe ward nach 33 Jahren durch den Tod plötzlich getrennt, denn am 10ten May 1793 starb N's

Gattin an einem Schlagflusse, so daß sie in einer Viertelstunde völlig gesund und tod war. N. blieb Wittwer bis an sein Ende. Er hatte das Unglück, alle seine 8 Kinder zu überleben. Drey starben in der Kindheit. Von den übrigen werde ich hier ein Paar Worte sagen.

Sein ältester Sohn, Samuel Friedrich, der ihn auf seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz begleitet hat, verheirathete sich mit einer Tochter des ehemaligen Directors der Universität zu Halle, nachherigen Geheimen Obertribunalsraths Klein zu Berlin. Er führte die Buchhandlung seines Vaters, und verband weitläuftige gelehrte Kenntnisse mit einer seltenen Aemsigkeit, starb aber plötzlich, von allen die ihn kannten bedauert, im Jahre 1790, ohne Kinder zu hinterlassen.

Der zweite Sohn, Carl August, machte nach der Mutter Tode dem Vater durch seine Verschwendung und sein lockeres Leben vielen Verdruß. Auch er war Gehülfe des Vaters in der Handlung. Aber um völlig frey und unabhängig zu seyn, legte er im Jahr 1795 eine eigene Buchhandlung an, die sich durch mehrere gute Verlagsbücher auszeichnete. Aber schon im Jahre 1799 starb er an den Folgen seiner Lebensart.

Der dritte Sohn, David, hatte die Oekonomie theoretisch und praktisch studirt, besaß aber noch außerdem mancherley wissenschaftliche Kenntnisse, und ist als Schriftsteller in seinem Hauptfache vortheilhaft bekannt. Er ward zuerst als Domainen-Intendant in

der Provinz Südpreußen angestellt, und ward hernach Director der Krieges- und Domainen-Kammer zu Kalisch. Ein unglücklicher Sturz, den er auf der Jagd mit dem Pferde that, ward die Veranlassung seines frühen Todes. Er starb im Jahre 1804. Aus seiner Ehe mit der ältesten Tochter des Königl. Geheimen Oberfinanzraths Eichmann zu Berlin, hinterließ er keine Kinder.

Die älteste Tochter, Wilhelmine, heirathete im Jahre 1797 den bey dem Königl. General-Ober-Finanz-Directorio in Berlin angestellten Hofrath Parthey. Nach einer höchst glücklichen Ehe von sechs Jahren starb sie. Sie sprach englisch, italienisch, französisch, und hatte alle klassische Schriftsteller in diesen Sprachen mit Nutzen gelesen. Aber man mußte lange und sehr genau mit ihr bekannt seyn, wenn man dieß nur ahnen wollte, so sehr bescheiden war sie. Nach der Mutter Tode führte sie die große Haushaltung und Rechnung bis zu ihrer Verheirathung auf eine musterhafte Art. Ihr moralischer Character war einer der liebenswürdigsten, die ich je gekannt habe. Einfach in ihrer Kleidung und ganzem Hauswesen, sparte sie nur, um heimlich Familien zu unterstützen, die ohne ihre Schuld in Verlegenheit gerathen waren. Von ihr leben zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter; die einzigen noch übrigen Sprößlinge des Nicolaischen Stammes, die alle Tugenden ihrer Eltern geerbt haben.

Sieben Kinder hatte N. schon verloren, und es

blieb ihm nur noch eine Tochter übrig, die sein einziger Trost, besonders in den unglücklichen Kriegesjahren 1806 und 1807, und seine Freude im Alter war. Sie hieß Charlotte Macaria; hatte beinahe eben so viele Sprachkenntnisse, als ihre ältere Schwester, eben den vortrefflichen moralischen Character als diese, eben die häuslichen Tugenden, und führte nach Wilhelminens Verheirathung die Haushaltung mit eben so vielem Verstande. In zwey Stücken waren aber beide verschieden; Charlotte war ernsthafter und weniger gesprächig, hatte dagegen noch mehr Kenntniß und Liebe der Musik, und eine so schöne Stimme, daß sie unter die ersten Sängerinnen Berlin's gehörte. Aber vielleicht hat diese herrliche Naturgabe, die sie durch Kunst und Uebung in hohem Grade vervollkommnet hatte, ihr Leben um etwas verkürzt, denn sie besaß bey einer kraftvollen Stimme nur eine schwache Brust. Sie starb an der Schwindsucht im Jahre 1808.

So hatte denn N. das Unglück, alle seine Kinder zu überleben, die ihm alle, bloß den zweiten Sohn ausgenommen, so viele Freude gemacht hatten. Die Wittwe seines jüngsten Sohnes, des Kammerdirectors N., heirathete ihren Schwager, den Hofrath Parthey. Hätte N. nicht beide, und seine Enkel, bey sich im Hause gehabt, und hätten die Wissenschaften ihn nicht beschäftiget und zerstreut, so würde er diesen letzten Verlust nur kurze Zeit überlebt haben.

Ich

Ich kehre nun zu seinen literarischen Beschäftigungen zurück, und komme zu der wichtigsten von allen: der Herausgabe der allgemeinen deutschen Bibliothek, die im Jahre 1765 anfing. Biester sagt darüber in seiner Denkschrift: „Ein Werk von solchem Umfange über unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland, und von solchem Einfluß auf alle Provinzen desselben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweisen hat! Nun erst erfuhr Deutschland, was überall literarisch in ihm vorging; es lernte sich selbst kennen, und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit sich selbst. Die Aufgabe war nicht klein, und damals ganz neu, berühmte und achtungswerthe Männer in allen deutsch redenden Landen zu einer Schrift zu vereinigen, die hundert Meilen von ihnen gedruckt wurde, durch sie Urtheile über die Werke ihrer Gegend, und Nachrichten über den dortigen wissenschaftlichen Zustand einzuziehen, die nur an Ort und Stelle richtig abgefaßt werden konnten. Die wichtige, heilbringende Wirkung leuchtete ein, und so erfolgte, mehrere Decennien hindurch, der willige Beytritt einer großen Zahl verdienstvoller Gelehrten, um die Stimme einer unpartheiischen Kritik laut werden zu lassen, und eine freimüthige, nur der Wahrheit und Vernunft huldigende Denkungsart, an die Stelle befangener, abergläubischer Vorurtheile zu setzen. Immer aber waren es gesetzte würdige Männer, anerkannte Gelehrte vom ersten Range, (die Nahmen aller Verstorbenen sind bekannt gemacht,) die anständig, wenn auch mit Spott und

Laune, redeten; nicht jene Leichtsinnigen, die, um nur ein augenblickliches Aufsehen zu bewirken, sich einem rohen Kitzel und frechem Tone überlassen. Indessen trat unerwartet die traurige Zeit ein, wo selbst hier (in Berlin,) nicht mehr das Urtheil der Besseren in ungekränkter Freiheit gehört werden konnte. Sofort erwuchsen an andern Orten kritische Institute, die zum Theil von hoher Vortrefflichkeit sind, oder waren, und die — was vermöchte uns, partheiisch zu seyn — in einigen Rücksichten die allg. Bibl. übertreffen, aber nur möglich wurden, weil diese vorher dagewesen war und die Bahn gebrochen hatte. Und wer wäre so verblendet, nur auf das letzte Alter seine Blicke zu heften, und nicht zu der kraftvollen Periode hinaufzusehen, wo dieses Werk eine Wirksamkeit geäußert hat, die eine wahre Revolution von der heilsamsten Art in allen Theilen der Wissenschaft und Cultur, ja, in der ganzen Denkungsweise des deutschen Volks hervorbrachte? Wer drey kritische Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger Bibliothek, die Literaturbriefe und die allgemeine Bibliothek, und zwar zu einer Zeit, wo nichts ähnliches vorhanden war; der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm schon du chmessen worden ist."

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein zweytes allgemeines Urtheil über dieses Werk hieher zu setzen, das die neue Leipziger Literaturzeitung im 1sten Stücke vom Jahre 1800 darüber gefällt hat.

„Die a. d. Bibl. ist es, welche auf die Freiheit theologischer Untersuchungen, die Erhaltung des richtigen Geschmacks, die Behauptung der Rechte des gesunden Verstandes, die Achtung gründlicher Gelehrsamkeit, vortheilhaft mitgewirkt, sich den Verirrungen und Verderbnissen in manchen Theilen der menschlichen Kenntnisse und Producte des Geistes, besonders in der Poesie und Philosophie, kraftvoll widersetzt, den Mysticismus, die Geheimnißkrämerey und Proselytenmacherey jeder Art glücklich bekämpft, übrigens nicht selten bessere Ideen über die Behandlung einzelner Wissenschaften und Gegenstände angegeben oder geweckt hat. In ihren Bemühungen und Darstellungen ist immer eine große Einheit des Strebens, des Gesichtspunkts und des Urtheils sichtbar gewesen, so daß selten für sie die Gefahr entstand, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen."

Auch in Absicht auf die Buchhandlung ward dieses Werk wichtig, indem dadurch die Bekanntmachung neuer Bücher aus allen Wissenschaften viel schneller bewirkt wurde, als vorher. Der Beyfall war so groß, daß des ersten Bandes erstes Stück, obgleich die Auflage nicht klein war, noch im nämlichen Jahre neu gedruckt werden mußte. N's Buchhandlung gewährte dieses Unternehmen in jeder Rücksicht sehr bedeutende Vortheile, und veranlaßte eine beträchtliche Handlungscorrespondenz in mehrere fremde Länder. Von dem vollständigen Werke sind jetzt, (1818) nur noch wenige Exemplare vorhanden.

Wenn gleich N. selbst in den Vorreden zu der a. d. Bibl. ihre Geschichte schon erzählt hat, so kann ich doch aus seinen nachgelassenen Papieren noch manches hinzusetzen, das jene nicht enthalten. Anfangs betrug die Anzahl der Mitarbeiter nur 40, die aber, als die Bibl. zu Berlin aufhörte, bis auf 135 gestiegen war. Unter den ersten Verfassern interessirten sich Heyne und Kästner am lebhaftesten für das Unternehmen, und ihren vortrefflichen Recensionen hatte das Werk vorzüglich das schnelle Glück zu danken, das es bey dem Publikum machte. N. war einst Willens, die Charactere aller Gelehrten, welche an der Bibl. gearbeitet haben, zu schildern, sowohl nach ihren literarischen, als moralischen Eigenheiten. Schade, daß diese Idee nicht ausgeführt worden ist. Zwar würde sich aus den noch vorhandenen Briefen sämmtlicher Mitarbeiter allenfalls eine charakteristische Skizze entwerfen lassen; aber sie müßte doch weit hinter dem, was N. geliefert haben würde, zurück bleiben. Die größtentheils glücklich ausgefallene Wahl der Recensenten macht N's Klugheit und Scharfsinn eben so viel Ehre, als daß er in den 21 Jahren, wo er Herausgeber war, nie mit einem der Mitarbeiter in Streit gerieth, Kloz allein ausgenommen. Und doch waren diese Männer von so verschiedener Gemüthsart, fast alle abwesend, und viele ihm nicht persönlich bekannt. Die Herausgabe war mit unsäglicher Mühe verknüpft, denn viele Recensionen mußten erst durchcorrigirt werden. Manche Recensenten waren zu bitter, manche schrieben zu

weitschweifig oder incorrect, welches letztere besonders bey den Recensenten in Oberdeutschland der Fall war; andere erlaubten sich verdrießliche Anspielungen auf Personen und Vorfälle; einige hatten es an der Art, unschickliche Tiraden einzuschalten; der Ton von andern war zu burschikos, u. s. w. Von allen solchen Recensenten hat N. einige namhaft gemacht, aber es könnte zu nichts dienen, wenn ich ihre Nahmen hieher setzen wollte. Der schlimmste Fall war, wenn einer der Mitarbeiter einem andern in der Beurtheilung seiner Schrift nicht hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ersterer sich von N. davon nicht überzeugen ließ; z. B. die gegen Mauvillon eingenommene theologische Recensenten. Indessen gelang es doch N. fast jedesmal, diejenigen zu besänftigen, mit denen er nicht einerley Meinung war. N. gab sich alle mögliche Mühe, die Recensenten unpartheiisch zu wählen, und in einem nicht lange vor seinem Tode geschriebenen Zettel äußert er: daß ihm dieses Bewußtseyn noch jetzt innere Zufriedenheit verschaffe. Es kamen aber Fälle vor, wo die Auswahl mit großer Schwierigkeit verbunden war. N. führt mehrere Beyspiele davon an. Ich begnüge mich nur zwey mit seinen eigenen Worten herzusetzen. „Goethe hatte meine Freimüthigkeit wegen der Freuden Werthers übel genommen, wiewohl meine Absicht weiter nichts war, als den üblen Eindrücken zu wehren; dem Genie des Autors hatte ich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jetzt war es schwer, wen ich wählen sollte, um seine

Schriften in der Bibl. zu beurtheilen. Ich wählte Merkel in Darmstadt; zwar Goethe's Freund, aber ein unpartheiischer Mann. Man lese die Recensionen, ob man den Freund darin erkennen wird?" —

„Lavater's Aussichten in die Ewigkeit konnte ich weder selbst beurtheilen, noch dazu einen Mann wählen, der für oder wider den Verf. eingenommen war. Ich ersuchte Lambert darum. Aber diese Unpartheilichkeit gerieth mir übel." Worin dieß eigentlich bestanden habe, sagt N. zwar nicht, aber vermuthlich war er mit der Recension selbst nicht zufrieden.

Da die getadelten Schriftsteller sich nicht an ihren ungenannten Recensenten halten konnten, so hielten sie sich zum Theil an den Herausgeber und Verleger, dessen Unpartheilichkeit in der Austheilung der Schriften unter die Mitarbeiter ihn nicht gegen ihre Angriffe schützte. Damals, (wenigstens im Anfange,) war es der deutschen Gravität anstößig, daß ein Mann, der ein öffentliches Amt bekleidet, wie ein anderer Schriftsteller sollte beurtheilt werden. Daran nahmen sonderlich einige Theologen, z. B. Boysen, ein Aergerniß. Doch alle die Streitigkeiten, in die N. als Herausgeber verwickelt wurde, selbst das Verbot der allg. d. Bibl. in Wien, (welches indessen nachher zurückgenommen ward,) wirkten nicht so nachtheilig auf sein Gemüth, als die Einschränkung der Denkfreiheit, die der Staatsminister v. Wöllner bewirkte. Unter der Regierung Friedrichs II. war sie unbeschränkt

gewesen, und eben hierdurch mit hatte die a. d. B. so viel Gutes gestiftet. Jetzt wurde die Geisteskraft durch einen Mann gelähmt, der selbst an diesem Journale viele Jahre hindurch Mitarbeiter gewesen war, wiewohl im ökonomischen Fache, ob er gleich Theologie studirt, und selbst einige Predigten geschrieben hatte, die, als er Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten geworden, zu seinem Verdrusse wieder aufgelegt wurden, nachdem sie vom Publiko längst vergessen waren. Mit diesem räthselhaften Manne hatte N. immer in gutem Vernehmen gestanden, und sah sich jetzt von ihm verfolgt. Es war N. höchst empfindlich, daß er bey allem, was er jetzt schrieb, immer daran denken müßte, was die Censur streichen könnte, und so blieb oft ein Gedanke in der Feder stecken, der mit vielen andern verbunden war, die aber ohne jenen nicht deutlich konnten dargestellt werden. Es kam also alles nur halb aus dem Herzen heraus. Lieber gab denn N. die a. d. B. auf, und überließ sie Herrn Bohn in Hamburg, als daß er sie in Berlin bey dieser Beschränkung fortsetzen wollte.

N. selbst hat viele Recensionen für die Bibliothek gemacht. Seine Zeichen sind folgende:

1 bis 6ter Band, K**.

7 bis 10ter B. H*. Kr. S. F*. G.

13 bis 18ter B. Gr. Na. Bl. Va. Wl.

19 bis 36ster B. En. Nr. A. Cm. Em.* Fb. Cr. — lf. Ex. Sz. Xe.

37 bis 38ster B. Eb. Fd. Og. Or. Ek. Ef. Nr. Pb. Pk. Plm. Vz.

87 bis letzten B. Adb. Ra. Zu. Gz.

In der neuen a. d. Bibliothek:

1 bis 28ster B. K. Wa. Md. Oh. R.

29 bis 68ster B. Br. Dk. Cf. Sh. Wr.

69 bis letzten B. Ah. Bm. Ga. Mz. N. Re. Sd. Gt. Se. Sti. Tn. Wh. Wm.

Indessen sind bey diesen Zeichen einige Druckfehler vorgefallen, die jedoch, wenigstens die mehrsten, nachher angezeigt sind.

Im Jahre 1773 schrieb N. seinen ersten Roman: das Leben des Sebaldus Nothanker, von dem in drey Auflagen an 12,000 Exemplare gedruckt worden sind. Biester sagt in seiner Denkschrift: „Man thut, in den härteren Urtheilen über dieses Werk, sehr unrecht, zu vergessen, mit welchem Vergnügen man es ehedem gelesen hat, und zu vergessen, daß damals Deutschland durchaus keinen bessern Roman hatte, auch wirklich keinen eben so guten. Noch mehr thut man unrecht, ihn mit nachherigen Werken zu vergleichen, die ihm nicht ähnlich sind. Nothanker ist kein Produkt einer feurigen Phantasie, noch weniger ein zum Idealischen gesteigertes Werk. Dieß soll er auch nicht seyn; er ist, wenn man so sagen darf, ein Familienroman in angenehmer Erzählung, mit interessanten Situationen, in treuer Darstellung nicht unmerkwürdiger Charaktere, die dem Leser gerade vorgeführt werden

sollen, zur Beherzigung gewisser Seiten oder Fehler des Zeitalters."

Der Nothanker gefiel der Kaiserin von Rußland so sehr, daß sie N. die große goldene Denkmünze, 36 Dukaten schwer, welche auf der einen Seite ihr Bildniß, auf der andern die von ihr Peter I. errichtete Statue zeigt, übersendete. Auf den Umschlag, worin die Medaille lag, hatte sie mit eigener Hand geschrieben: „Au Sr. Fr. Nicolai, Libraire à Berlin; et il est prié d'envoyer à St. Petersbourg tout ce qui pourroit sortir de la plume de l'Auteur de Sebaldus Nothanker." — Ich will gleich hier erzählen, was dieß später für Folgen hatte. N. erhielt von Seiten der Kaiserin nachher so wichtige Aufträge, daß sie unter allen Handlungsgeschäften, die N. gemacht hat, die einträglichsten wurden. Die Kaiserin wollte für ihre Enkel, den jetzt regierenden Kaiser Alexander und den Großfürsten Constantin, eine historische Bibliothek sammeln, und trug N. im May 1783 auf, ein Verzeichniß aller in deutscher und französischer Sprache herausgekommenen historischen Werke, im weitesten Verstande genommen, folglich auch von Chroniken, Annalen, Urkunden-Sammlungen u. s. w. zu machen, und zwar von allen Ländern der Welt. Zu dieser weitläuftigen Arbeit hatte er nur wenige Monate Zeit. Indessen ward das Verzeichniß dennoch schon im Sept. des gedachten Jahres der Kaiserin übersendet. Es betrug handschriftlich einen ziemlich enge geschriebenen Folianten. Catharina wünschte nunmehr, daß N. diese

historische Bibliothek wirklich für sie in allen Ländern zusammen kaufen und übersenden möchte. Dieß geschah, und die Lieferungen dauerten mehrere Jahre nach einander fort.

Als die Kaiserin gegen das Ende des Jahrs 1784 das vergleichende Lexicon aller todten und lebenden Sprachen herausgeben wollte, (welches nachher auch gedruckt worden ist,) gab sie N. den Auftrag, ein Verzeichniß der zu diesem großen Unternehmen nöthigen Bücher zu übersenden, und auch hierzu waren ihm nur wenige Monate bestimmt. Mit Beyhülfe eines gelehrten Freundes ward es im Januar 1785 fertig, und ihr überschickt. Es hatte den Titel: Tableau général de toutes les langues du monde, avec un Catalogue des principaux Dictionaires dans toutes les langues, de leur étymologie, de leur origine et de leur affinité. Es betrug ebenfalls einen starken enge geschriebenen Folianten. Auch diese Bücher mußte N. in möglichster Eile zu verschaffen suchen. Die sehr beträchtlichen Lieferungen dauerten fort bis zum August 1787, wo der Krieg Rußlands mit der Türkey ihnen ein Ende machte. Bey der sehr weitläuftigen Correspondenz in mehrere Länder, die der Ankauf dieser und der vorhin gedachten historischen Bücher nöthig machte, unterstützte ihn sein ältester Sohn mit eben so vieler Beurtheilung als Fleiß.

Mit N's Bemühungen, beiderley Sammlungen möglichst vollständig zu machen, war die Kaiserin sehr zufrieden. Sie schickte ihm die Handschrift der deut=

schen Uebersetzung ihrer für die jungen Großfürsten aufgesetzten Erzählungen. Auf der ersten Seite des Mspts. stand von der Hand Catharinens folgendes: „Traduction Allemande de la Bibliothéque Russe des Grand-Ducs Alexander et Konstantin. Pour Mr. Fr. Nicolai, en remerciment de Ses ouvrages envoyés à Petersbourg.“ N. ließ diese Uebersetzung unter dem Titel drucken: Bibliothek der Großfürsten Alexander und Constantin ꝛc.

In Begleitung seines ältesten Sohnes unternahm N. im Jahr 1781 eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, die er nachher in 12 Bänden beschrieben hat. Wenn man gleich Biester's Urtheile in seiner Denkschrift darin beystimmen muß, daß diese Beschreibung einen großen Reichthum von Beobachtungen über Kultur, Wissenschaften, Dialekte, Verfassung, Religion, Künste, Theater, über das ganze Leben und Weben unsers Volks, und kraftvolle Warnungen gegen die wieder einbrechende Verfinsterung, woran Schwärmer, Mönche, Jesuiten und geheime Gesellschaften arbeiteten, enthält, so hat sie, von der kritischen Seite betrachtet, den Fehler, daß sie zu weitläuftig ist, und manches enthält, was eigentlich nicht in die Beschreibung einer Reise gehört. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit muß man mehreren seiner Schriften machen, besonders den Streitschriften. Bey denen, die er dictirt hat, rührte der Fehler mit hiervon her. Selbst bey Garve's Schriften lassen sich diejenigen, die er selbst geschrieben hat, von denen, die er später, wegen

eines Augenschadens einem Schreiber in die Feder sagte, leicht unterscheiden. In ersteren ist der Styl viel gedrängter. Aber N. wollte weitläuftig seyn. Er dachte dadurch alles recht deutlich zu machen, alles ausführlich auseinander zu setzen. Das Publikum, glaubte er, lese zu flüchtig, und beachte nur das, was wiederholt werde. Sein Zweck war weit mehr, zu nutzen, als zu gefallen. Aber es wäre doch besser gewesen, wenn er mehr darnach gestrebt hätte, beides mit einander zu vereinigen.

Man muß, bey der Menge seiner Geschäfte, bey seinem weit ausgebreiteten Briefwechsel, bey den vielen Besuchen, die er von Fremden bekam, und dem gesellschaftlichen Leben, das er führte, über die große Anzahl Bücher, die er geschrieben hat, in der That eben so sehr erstaunen, als über die Mannigfaltigkeit der Gegenstände seiner Schriften. N. dachte dabey nicht an die späte Nachwelt; er wollte seinen Zeitgenossen nützlich werden, und diese Absicht hat er in so hohem Grade, als wenig andre Gelehrte, erreicht. Die guten Folgen davon werden noch fortwirken, wenn auch an ihn und seine Arbeiten nicht mehr gedacht werden sollte. Das Verzeichniß seiner Schriften findet man in Meusel's gelehrtem Deutschland, in der 5ten Ausgabe im V. B. S. 421. im X. B. S. 360. im XI. B. S. 579. und im XIV. B. S. 666. Es fehlen noch einige, bey denen sich N. nicht genannt hat, aber auf zerstreuten Zetteln bemerkt hat, daß er Verf. davon sey, oder doch durch Zusätze und Anmerkungen Theil

daran genommen habe. Ohne mich an eine Zeitordnung zu binden, setze ich diese Notizen hieher, wie ich sie aus den nachgelassenen Papieren gesammlet habe.

Zu Eberhard's Betrachtungen über Schwärmerey, Wunderglauben ꝛc. (1777) hat N. manche Zusätze gemacht.

Die Geschichte Selims des Glücklichen ist von Müller aus dem Französischen übersetzt, und enthält eigentlich Schilderungen der Sitten von Paris. Im 3ten Theile hat N. das 40ste Kapitel gemacht, um über die Geheimnißkrämerey der Freimaurer, und besonders Stark's Klerikat zu spotten. Die Clecoli bedeuten die Kleriker, die Lolili die Jesuiten, die Teplogii die Tempelherren. Der Grad des Princ. Cad. (S. 72.) ward wirklich auf zwey Leitern stehend gegeben.

Lavater's drey Lobgedichte auf den katholischen Gottesdienst, gab N. 1787 (bey Kummer in Leipzig) mit Anmerkungen heraus, und in eben diesem Jahre, Lavater's Briefe ꝛc., betreffend seinen Brief nach Bremen.

Im Jahre 1789. Erklärung an das Publikum, wegen eines Briefes über Stark.

Im Jahre 1792. Zwanzig Vermahnungen an D. Marcard.

In der Berliner Monatschrift, 1783. S. 421. ist von ihm der Aufsatz: Klagen eines jungen Ehemannes. Die Idee ist aber einem englischen Schriftsteller nachgeahmt. Engel hatte N. um Beyträge für den

3ten Band seines Philosophen für die Welt ersucht, und auf wiederholtes Erinnern gab N. ihm diesen Aufsatz. Engel behielt ihn bis ins dritte Jahr bey sich, weil er den Ph. f. d. Welt nicht fortsetzte. Als Biester um Engels Theilnahme an der Monatsschrift bat, schickte er ihm diesen Beytrag, ohne N. vorher zu fragen, der sich nicht wenig wunderte, ihn hier gedruckt zu sehen.

In eben dieser Monatschrift sind folgende Aufsätze ebenfalls von Nicolai:

Jahrgang 1799 Febr. Eine heldenmüthige That zweifelhaft gemacht." Auch die folgende Anekdote von Gaußin

Jahrg. 1800. Sept. S. 208. „Gesang in Berlin." Im Decbr., S. 441. „Französische Gesetze."

Jahrg. 1803. Jan., S. 57. Ueber Soulav. Im Febr., S. 98. Von Beschaffenheit der Urtheile der Engländer über die Deutschen. Im Sept., S. 191 die widerlegende Note

Im allgem. Literat. Anzeiger, Decbr. 1800 S. 1952. Eine Nachricht, den Uebersetzer des Wertheimschen Bibelwerks, Schmid, betreffend. Mit Beziehung auf 1800, Nr. 87 und 117.

Ich finde unter N's Papieren ein Blatt, worauf er im May 1810 die Ideen bemerkt hat, die er schon längst ausführen wollen, wovon er aber doch selbst gesteht, daß er wahrscheinlich keine einzige ausführen werde, da es ihm in seiner kurzen übrigen Lebenszeit

an Ruhe und an Muße fehlen mögte. Sie sind folgende:

1) Eine Beschreibung der Geschichte der deutschen Literatur von den letzten 60 Jahren. „Im Anfange hing die Literatur bloß an den Universitäten. Theologie war ihr erster Umdrehungspunkt. Alles bezog sich dahin, nur daß die Theologie durch die Wolfische Philosophie erheitert und modificirt ward. — Durch diese philosophische Umbildung äußerte sich zuerst Aufklärung des Verstandes, und nun bildete sich unsre Prosa, weitschweifig, wie Predigten zu seyn pflegen, und steif und umständlich, wie vom Lehrstuhle herab. — Durch Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller bildete sich Poesie, und nun that die deutsche Literatur einen starken Fortschritt. Aber es ist merkwürdig, daß (gegen die Ausbildung aller andern Nationen) bey den Deutschen die Ausbildung der Prosa, der Ausbildung der Poesie voran ging. Dieß Charakteristische ist in der deutschen Literatur noch nicht ganz verwischt. — Der ältere Einfluß der Theologie zeigt sich noch an Klopstock, dessen Gedicht, (so wie Wieland's erste Gedichte) religiös war. Mosheim bildete unsre Prosa durch Predigten, Haller durch Philosophie. Hagedorn, durch Alte und Engländer gebildet, machte den Uebergang zur Poesie."

2) Eine Geschichte vom Anfange, Fortgange und Ende der allgem. d. Bibliothek.

3) Weitere Ausführung der in der Reisebeschreibung und sonst, hingeworfenen Gedanken über die kelti-

schen Sprachen, um zu beweisen, daß diese Gedanken keine Träumereien sind. (Hierzu hat N. schon manches gesammlet, das sich zerstreut unter seinen Papieren auf einzelnen Zetteln findet.)

4) Genauere Auseinandersetzung der in der Reisebeschreibung und sonst hingeworfenen Gedanken über die griechische Musik. Alle die darüber geschrieben haben, haben nicht einmal die griechischen Musiker, die Meibaum herausgegeben hat, gelesen, noch weniger sie studirt. Ueberdieß verrathen sie wenig Kenntniß, sowohl von der jetzigen Musik, als von der des Mittelalters. (Auch hierüber finden sich einzelne Collectaneen unter seinem Nachlaß.)

5) Die Abhandlung über die Tempelherren müßte billig durchgesehen und ganz umgeschmolzen werden, so daß beide Theile in Einen zusammen gezogen würden. Das Polemische, so wie der Anhang über Freimaurerey müßte wegbleiben. Hingegen wären neue Beweisgründe hinzuzufügen, und schiefe Gedanken, die durch Moldenhauer's, Münter's und Anderer Schriften veranlaßt worden sind, zu berichtigen.

Physiognomie 6) Eine Abhandlung unter dem Titel: Von der Möglichkeit einer Physiognomik. Sie könnte in drey Theile zerfallen:

a. Wie ich durch die ersten Ideen über das Ideal, welche ich aus Winkelmann schöpfte, zurück ging auf die wirkliche Natur, und so darauf kam, jeden Menschen vermittelst physiognomischer Beobachtungen zu idealisiren.

b. Eine allgemeine Literatur der Physiognomik, besonders die Beurtheilung des kleinen und großen Lavaterschen Werks.

c. Anleitung für diejenigen, welche sich in der wirklichen Welt einen physiognomischen Blick erwerben wollen, nebst einer Auswahl physiognomischer, durch Erfahrung wahr befundener, Bemerkungen.

(Ich finde zwar eine Menge Materialien, diesen Gegenstand betreffend, aus denen sich aber dennoch schwerlich ein erträgliches Ganzes würde zusammen setzen lassen.)

7) Die wahre Kunst zu genießen. Diese Idee ward im Jahre 1803 in einer schweren Krankheit in mir rege, gerade als ich die größten Schmerzen litt. Die Ausführung sollte in Dialogen geschehen, zwischen Epikur und Leontium, der mit dieser bey Käse und Brod von einem reichen athenienſischen Schlemmer gefunden wird, welcher von ihm die Kunst zu genießen, zu lernen hofft. Es sollte gedichtet werden: da nach einer Nachricht in den Zeitungen, unter den in Neapel abgerollten alten Schriften, auch etwas von Epikurs Werken gefunden worden sey, so wäre dieß ein Theil davon, und aus dem Griechischen übersetzt. In beygefügten Anmerkungen wäre manches näher zu erörtern. Es sind viele einzelne Ideen davon schon aufgeschrieben, als Notiones directrices. (Diese sind mir noch nicht vorgekommen.)

8) „Ein Trauerspiel, die Trauer, oder die Wittwe betitelt. Auch könnte es mit glücklichem Ausgange ein

Schauspiel werden. Hierzu habe ich schon seit 6 oder 7 Jahren in einzelnen glücklichen Augenblicken manche Ideen gesammlet; so vielerley, daß wenigstens vier Trauerspiele daraus entstehen könnten, wenn ich Ruhe und Muße hätte. Aber beide fehlen, und werden mir immer fehlen. Indessen gewährte mir die Erfindung und die Uebersicht von Planen und Charakteren manche glückliche Stunde. Und das ist auch etwas werth! Erfindung dieser Art ist Empfängniß, und folglich wollüstig. Ausführen und schreiben ist Geburt, und kostet manchen harten Stand." —

N. ist entweder bey diesem Aufsatze unterbrochen worden, und hat nachher vergessen, ihn zu endigen, oder er hat sich nicht mehr an einige andere Ideen erinnert, über die er, nach vorgefundenen einzelnen Zetteln, zu schreiben sich vorgenommen hatte, aus welchen ich sein Verzeichniß mit seinen eigenen Worten vervollständige.

9) „Ein Aufsatz von den Abentheurern die ich gekannt habe, und wie ihre Dreistigkeit gelungen ist. *Comte de Mailly*. Cagliostro. Grossing. Die Belderbusch. Mortezini ꝛc."

10) „Des Probst Reinbeck's Leben zu schreiben, wie redlich er durch seine Betrachtungen und durch seinen Einfluß auf den rüden, aber rechtschaffenen und religiösen König wirkte."

11) „Eine Denkschrift auf Rochow v. Rekahne. Ich müßte zuvor noch Nachrichten von seiner Gemahlin einziehen."

12) „Anekdoten von Leuten, die ich persönlich gekannt habe. Ramler, Quanz, Krause, Spalding rc.“

13) „Trost des Greises an sein Vaterland. Den Schatten Friedrichs II. auftreten zu lassen, der das Vorzügliche seiner Regierungskunst zu Gemüthe führt, seine Irrthümer erkennt, vor den jetzt eingeschlichenen verdeckt warnt. S. auch Oeuvres de Diderot. T. IX. p. 64. und des Seneca Buch de consolatione.“

14) „Einen Auszug aus Lohenstein's Arminius zu machen; er müßte aber aus nicht mehr als einem Bande bestehen.“

15) „In der deutschen Monatschrift, Aug. 1797. steht ein Aufsatz des Sicard, worin ich wegen Eze'e auch gemengt bin. (S. 357.) Ich will meine Correspondenz mit Eze'e nachsehen, und im Winter bey Lichte einen Aufsatz dictiren, um zu zeigen, wie hämisch die Menschen mit mir umgingen.“

Außerdem finde ich unter seinen Papieren mehrere Ideen, über die er Abhandlungen hat schreiben wollen, um sie in der Akademie der Wissenschaften vorzulesen.

Ueber die vielen literarischen Streitigkeiten in die N. verwickelt wurde, hat er, außer dem was er darüber bey seinem Leben selbst drucken ließ, nur sehr weniges aufgeschrieben; vermuthlich weil sie auf seine Gemüthsruhe wenig oder gar keinen Einfluß hatten, und er sich bewußt war, niemals tadelhafte Absichten bey dem, was er schrieb, gehabt zu haben. Der Streit

mit Fichte allein machte ihm Verdruß, denn dieser hatte nicht bloß den Schriftsteller, sondern auch den Menschen angegriffen. Hierüber nachher noch ein Paar Worte.

Ueber die Freuden Werthers äußert sich N. auf einem einzelnen Blatte folgendermaaßen: „Sie wurden auf M. Mendelssohn's Aufmunterung in dritthalb Tagen gemacht. Ich nahm diese Idee, weil sie leichter ausgeführt war. Die andere, mit dem Menschen im grünen Rocke*), war viel besser, aber sie kostete mehr Zeit. Die hatte ich nicht."

„Außerdem, wenn man mich tadelt, daß ich Lotten unverheirathet angab, so bedenke man, daß der Dichter Mittel haben muß, um seine Absicht auszuführen. Nur war es hier mehr um Zweck, als um Mittel zu thun."

„Ich wollte zeigen, 1. daß ein Geschäftsmann wie Albert, auch edel denken könne, und menschenfreundlicher mit seiner Abstraction, als ein solcher junger Brausekopf wie Werther.

*) Ich erinnere mich, einen Zettel gefunden zu haben, der von so etwas sprach; da ich aber damals nicht wußte, was ich daraus machen sollte, so legte ich ihn unter die Papiere, wovon ich keinen Gebrauch machen wollte, und ich halte es nicht der Mühe werth, ihn unter der großen Menge wieder aufzusuchen. So viel erinnere ich mich dunkel, daß der grüne Mann, ein gutes Mädchen, zwar ohne Liebe, heirathet, um sich wegen seiner leidenschaftlichen Liebe zu der Frau seines Freundes zu strafen, aber dennoch mit ihr glücklich ist. A. d. H.

2. Wollte ich Werthern gern auch in der Ehe zeigen, und daß man da mit dem bloßen Brausen und Empfindeln nicht durchkömmt. — Kurz ich wollte die Sache von einer andern Seite darstellen. Daher nahm ich das kürzeste Mittel, ein festes Eheversprechen mit Albert anzunehmen. Dieß war in Ansehung Werthers eben so viel wie Ehe, und konnte seine Verzweiflung eben so gut motiviren. Aber in Ansehung meiner konnte es mir dienen, dieses Band durch den bloßen Willen Albert's auflösen zu lassen, und dieß wahrscheinlich zu machen."

„Den großen Talenten des Verf. der Leiden Werthers habe ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur den Schaden wollte ich verhüten, den sein Kunstwerk indirect veranlassen könnte, und wirklich veranlaßt hat, wovon ein Paar auffallende Beyspiele im Europ. Magazin erzählt sind."

Auf einem andern Zettel erklärt sich N. über Wieland's Angriff im deutschen Merkur also:

„Wieland war sehr böse, daß im 23sten Bande der allg. d. Bibl. (von Meinhard) seine Alceste war der Wahrheit nach beurtheilt worden, und daß ich über seinen Merkur mit einer feinen Wendung meine Meinung gesagt hatte. Daher schrieb er im Zorn das Ding über Bunkel."

„Es kann wohl nichts unschuldiger seyn, als daß ich eine Uebersetzung dieses Buchs, und zwar auf Pränumeration ankündigte, denn damals fingen die Nachdrucker ihr Werk an. Man hatte sogar den 2ten

Theil des Nothanker auf Pränumeration nachdrucken wollen, ehe ich ihn schrieb. Ich nahm daher für den Bunkel ein kaiserl. Privilegium. Ich hatte das Buch an 6 Jahre in meiner Bibliothek. Spalding, M. Mendelssohn, Garve, hatten es mit Interesse gelesen. Lessing wollte es selbst übersetzen, und mit Anmerkungen begleiten *). Ich dachte längst nicht mehr daran, als der Theologe Pistorius, welchem das Buch gefiel, sich erbot, eine Uebersetzung davon zu besorgen; sonst würde ich nie wieder daran gedacht haben."

„Wieland hat die Schwachheit gehabt, seine Schrift gegen mich in die Supplemente seiner Werke aufzunehmen, und dadurch auf die Nachwelt zu bringen. Ich habe hingegen in dem neuen Abdrucke des Lessingschen Antheils an den Literaturbriefen alles ausgelassen, was Wieland nur einigermaaßen unangenehm seyn konnte. Ich ward von dem jüngern Buchhändler Voß zu diesem neuen Abdrucke halb gezwungen, unternahm aber denselben nur bloß unter dem Vorbehalt, daß alles daraus wegbliebe, was Wieland und andere ungern wieder abgedruckt sehen möchten. Man muß gelehrte Streitigkeiten nicht ewig machen."

Im Jahre 1798 ward N. Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, und in die philosophische Classe aufgenommen. Die Abhandlungen, welche er darin vorgelesen hat, sind im Jahre 1808 in zwey

*) Man s. Lessing's und N's Correspondenz, S. 226.

Bänden gedruckt worden. Daß er nicht früher in die Akademie eintrat, lag nicht an dieser, sondern darin, daß N. unter der vorigen Regierung, zunächst durch des Ministers v. Wöllner Einfluß, theils als Herausgeber der allgem. d. Bibliothek, theils als Verfasser einmüthiger, gegen Verketzerung und Schwärmerey eifernder Schriften, nicht nach Verdienst geschätzt wurde. Vielleicht wäre N. als academisches Mitglied dem Publikum noch nützlicher geworden, wenn man ihn, statt der philosophischen Classe, in die historisch-philologische aufgenommen hätte. Seine in Deutschland noch von keiner andern übertroffene, musterhafte Topographie von Berlin und Potsdam, seine Untersuchung über den Orden der Tempelherren und Freimaurer, seine Beleuchtung der Zimmermannschen Fragmente, seine Forschungen über die keltische Sprache, machen es mehr als wahrscheinlich, daß er in dieser Classe, zumal wenn er zehn Jahre früher in die Akademie getreten wäre, mehr geleistet haben würde, als er in der philosophischen geleistet hat.

Der Eindruck, den der Streit mit Fichte auf N. machte, dauerte unter allen am längsten. Kaum hatte ihn die Zeit etwas geschwächt, als er durch folgenden Vorfall wieder erneuert wurde. Ein Mitglied der philosophischen Classe der Academie der Wissenschaften brachte im Januar 1805 in Vorschlag, Herrn Fichte zum Mitgliede dieser Classe, mit einer Pension von 400 Rthlr. anzustellen. Das Directorium

beschloß, hierüber erst die Meinung der philosophischen Classe einzuziehen, um nach der Mehrheit der Stimmen die Sache zu entscheiden. Es wurde schriftlich votirt, und Nicolai's Erklärung ist diese:

„So viel ich einsehen kann, können die Ursachen, warum eine Akademie der Wissenschaften einen Gelehrten zu ihrem Mitgliede aufnimmt, nur folgende seyn:

1. Dessen von der Akademie und dem achtungswerthen Theile des Publikums anerkannte Verdienste um die Wissenschaften.

2. Die gegründete Hoffnung, daß der Aufzunehmende, durch seine Vereinigung mit der A. d. W. desto mehr bewogen und in Stand gesetzt werde, den Fortgang der Wissenschaften eifrig zu befördern, welches der eigentliche und einzige Zweck einer jeden Akad. d. Wiss. überhaupt, und jedes einzelnen Mitgliedes insbesondere seyn muß. Ich hoffe, unsre Akademie hat sich seit ihrer Stiftung immer den Ruhm erworben, daß ihre Bemühungen auf diesen ihren Hauptzweck gerichtet gewesen sind.

Zu diesem Hauptzwecke kommen noch zwey Nebenzwecke:

3. Die Akademie will durch die Aufnahme in ihre Mitte, ihre vorzügliche Schätzung der wahren literarischen Verdienste des Aufzunehmenden beurkunden. Die Aufnahme in eine A. d. W., besonders in eine so ansehnliche Akademie wie die unsrige, ist ein literarischer Orden pour le mérite. Dieser kann und soll also bloß eine Belohnung für das wahre literarische Ver-

dienst seyn, oder, wenn er es ohne genaue Achtung darauf verdienen würde, möchte eine solche literarische Auszeichnung selbst nach und nach ihren Werth verlieren, der doch sorgfältig zu bewahren höchst nöthig ist.

4. Die Akademie will die Anzahl gebildeter, wohldenkender und verträglicher Männer, aus denen sie selbst bisher bestanden hat, mit einem Gelehrten gleicher Art vermehren, von welchem die bisherigen Mitglieder sich nicht nur die Verträglichkeit, die von jedem gebildeten Manne ohnedieß vorauszusetzen ist, sondern auch kollegialische Freundschaft und Bereitwilligkeit zur gegenseitigen gelehrten Beyhülfe, wenn etwa die eine Wissenschaft irgend einige Aufklärung durch Ideen aus einer andern Wissenschaft nöthig hätte, versprechen können.

Nach diesen Voraussetzungen will ich den Vorschlag: den Herrn Professor Fichte in die Akademie aufzunehmen, so freymüthig als unpartheiisch beurtheilen. Ich werde mein Urtheil auf unläugbare Thatsachen, und die daraus unmittelbar in die Augen springenden Folgerungen gründen, und bin genöthiget, beide etwas ausführlich darzustellen, damit man desto deutlicher sehe, daß es mir bloß um die Wahrheit, um den Fortgang der Wissenschaften, und um die Achtung zu thun ist, welche ich der Akademie schuldig bin, die mir die Ehre that, mich unter sich aufzunehmen.

Ich habe es allzuoft in öffentlichen Vorlesungen in der Akademie gesagt, als daß ich hier verhehlen

könnte, wie wenig, nach meiner Ueberzeugung, Herrn Fichte's Philosopheme zum wahren Fortgange der Wissenschaften etwas beytragen können. Ich lasse gern dem Scharfsinne und der dialektischen Gewandtheit ihr Lob, womit Hr. Fichte seine Philosopheme aufzustutzen weiß, ob ich gleich, durch ein sehr ernsthaftes Studium aller seiner Schriften, mich vollkommen überzeugt habe, daß alles auf ein leeres Spiel mit Begriffen, und auf neue unbestimmte Terminologien herausgeht, worunter oft ganz gemeine Dinge versteckt sind, und die nicht einmal konsequent aus seinem Systeme folgen.

Wenn der größte und schätzbarste Theil des philosophischen deutschen Publikums, und selbst die Mitglieder der philosophischen Classe der Akademie, größtentheils eine ähnliche Meinung von Herrn F's philosophischen Systeme hätten, so würde zwar dieß kein geringes Vorurtheil gegen den Werth seiner Philosophie veranlassen; aber auch dieses könnte ihn keinesweges von der Akademie ausschließen. Die Akademie hat kein System, was sie als vollendet ansähe; sie eröffnet ihren Mitgliedern die freieste Untersuchung, und wünscht, daß dieselben jede neue Untersuchung durch die deutlichsten Beweise ins helleste Licht zu setzen suchen, und daß ihre Mitglieder folglich in der Untersuchung der Wahrheit immer weiter fortschreiten.

Daß dieß wahre Gesinnung der Akademie, und ihr eigentlicher Zweck in allen Classen sey, werden mir gewiß alle Mitglieder zugeben. Ich bedaure aber, daß

die Philosophie des Herrn Fichte diesem wahren Zwecke der Philosophie gerade zuwider ist. Er ist der erste unter allen, die sich Philosophen nannten, der von dem Grunde seiner Philosophie keinen Beweis geben will, der sie dennoch für die Einzige ausgiebt, und alles, sogar auch Politik, Handlung, Staatsverwaltung und Polizey einzig daraus herleiten will, und allen denjenigen mit der äußersten Verachtung begegnet, welche diese Philosophie nicht annehmen wollen.

Er sagt ausdrücklich in gedruckten Schriften von seiner Philosophie: „Sie müsse, wie durch einen Blitz, der plötzlich die Finsterniß auf einmal durchleuchtet, Eingang finden." Er sagt in einer öffentlichen Schrift ausdrücklich von einer seiner wichtigsten Neuerungen, die den Begriffen der größten Philosophen und edelsten Menschen widerspricht: „Kurz, es ist so, es ist schlechthin so, es ist ohne Beweis so; ich weiß es unmittelbar, so gewiß als ich irgend etwas weiß, so gewiß als ich von mir selbst weiß." Durch diese unerhörte Forderung, wovon er auch bisher in keiner von seinen folgenden Schriften abgegangen ist, setzte er sich selbst aus der Classe der Philosophen heraus in die Classe der finstersten Schwärmer, welche verlangen, daß man ihrem innern Lichte glauben soll, ohne die Wahrheit dessen beweisen zu dürfen, was sie bey diesem innern Lichte zu sehen vorgeben. Ich kann mich nicht überzeugen, daß eine Akademie der Wissenschaften zweckmäßig handeln würde, wenn sie einen Mann

in ihre philosophische Classe aufnähme, welcher so unphilosophisch seine vermeinte Philosophie gründen will; denn, muß nicht alle philosophische Untersuchung aufhören, wenn ein Philosoph verlangen darf, man solle seine Meinungen ohne Beweise annehmen?

Aber weit gefehlt, daß Herr Fichte glaube, er könne noch Meinungen haben, behauptet er vielmehr ganz dreist, er habe das Wissen allein, und was alle andre Philosophen behaupteten, wären bloß Meinungen, daher er auch ausdrücklich behauptet: „Zwar andre Philosophen müßten gegenseitig tolerant und höflich seyn, wenn sie einander ihre Meinungen erzählten; aber ihm und andern Vertheidigern der Wissenschaftslehre komme es zu, gegen alle andre arrogant zu seyn; denn, was die Wissenschaft der Unwissenheit gegenüber sich bescheiden solle, gehöre unter die Dinge, welche er nie habe begreifen können.“ — Was hätte nun wohl die philosophische, und alle andern Classen der Akademie, welche doch schwerlich in Allem so denken werden wie er, von einem solchen Mitgliede zu erwarten? Herr Fichte hält sich selbst sogar — man sollte es nicht glauben, aber er hat es öffentlich gesagt — für unfehlbar. Er sagt ausdrücklich: „Es ist gar kein Irrthum mehr möglich, denn die Anschauung irret nie.“ (Er meint nämlich seine intellectuelle Anschauung, die er nie bewiesen hat, noch beweisen will.) Er sagt ferner: „Ich bin jeden Augenblick bereit, mich förmlich zu verbinden, daß ich ewig verdammt

seyn will, wenn ich je auch nur innerlich zurücknehme, was ich von meiner Wissenschaftslehre wirklich weiß, und als durchaus evident ansehe." — Was soll nun die philosophische Classe einer Akademie der Wiss. mit einem solchen Manne machen? Sie müßte seine Wissenschaftslehre ohne Beweis annehmen, und dann ist es aus mit der Philosophie aller übrigen Mitglieder. Oder was kann er der Akademie mittheilen? Er kann bloß wiederholen, was er als durchaus evident ansieht; denn derjenige, der so weit gekommen ist, sich einzubilden, daß seine Anschauung nicht irrt, kann weiter nichts als wiederholen, was er vorher sagte. Dieß ist also gerade wider den Zweck der Akademie, welche nicht blos irgend ein System, und am allerwenigsten eines, das sich für unfehlbar hält, und schon im voraus erzählt, ohne erst die Gründe Anderer gehört zu haben, es wolle nichts zurücknehmen, in ihren Versammlungen bloß wiederholt wissen will. Dieses unphilosophische Benehmen des Herrn Fichte macht ihn untüchtig, ein Mitglied der philosophischen Classe unsrer Akademie, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, zu werden. Denn wozu könnte er ihr wohl nützen?

Hierbey muß ich mit der größten Achtung für die Meinung eines von mir sehr verehrten obigen*) Votanten erinnern, daß ich nach meiner Ueberzeugung

*) Der Vorschlag zirkulirte nämlich unter den Mitgliedern, und ihre Meinungen folgten unmittelbar auf einander. A. d. H.

nicht wünschen kann, man möchte eine Stelle in der Akademie, „gleichsam als eine Versetzung in den Ruhestand" halten, und eben so wenig: daß man das Gesuch einer Stelle in der Akademie aus dem Gesichtspunkte „einer dauernden Versorgung" betrachten möchte.

Gott weiß es, daß ich Herrn Fichte keine dauernde Versorgung, die er erhalten kann, mißgönne; nur kann ich mich nicht überzeugen, daß man, seiner Versorgung wegen, darauf denken müsse, ihn an eine Stelle zu setzen, wohin er sich schwerlich schickt. Es hat in den öffentlichen Zeitungen gestanden, daß er nach Landshut in Bayern mit 1200 Fl. Gehalt berufen worden. Wer wird ihm diese Versorgung nicht gönnen, und nicht wünschen, daß er daselbst Nutzen stiften möge! Der Preuß. Staat hat keine Pflicht, darauf zu denken, Herrn Fichte zu versorgen, da er hier ein Fremder ist, der gar kein Verdienst um unsern Staat hat, und da ihm, wenn er sich irgend einem Staate nützlich zu machen weiß, ganz Europa offen steht, um eine Versorgung zu suchen. Sollte vollends Herrn Fichte's Philosophie schädlich seyn, (wie ich sie denn wirklich, besonders für die Jugend, für schädlich halte, weil durch das blinde Vertrauen auf eine intellectuelle Anschauung, die nie irren soll, die Liebe zum vernünftigen, ernstlichen Studiren nach und nach ausgelöscht, und der Kopf mit unbewiesenen Hirngespinnsten gefüllt wird); so bekenne ich doch, mich nicht überzeugen zu können, es werde rathsam seyn, um ei-

nen Mann, dessen Philosophie der Jugend für schädlich erachtet wird, „von den öffentlichen Lehrstühlen auf Universitäten auszuschließen," ihn zu einem Mitgliede der Akad. der Wiss. zu machen, d. h. ihm die höchste Ehre zu erweisen, auf welche der verdienteste Gelehrte in unserm Staate nur Anspruch machen kann. Die Akad. der Wiss. darf in der Wahl ihrer Mitglieder nicht auf ihre Fähigkeit zu Lehrern auf Universitäten Rücksicht nehmen, noch weniger darauf bedacht seyn, jemanden vom Lehramte auf Universitäten ausschließen zu wollen. Dagegen wird es ihrer Würde gemäß seyn, einen solchen Mann nicht zu ihrem Mitgliede zu wählen, von welchem verständige Männer, und selbst einige ihrer Mitglieder urtheilen, seine Art zu philosophiren sey der Jugend schädlich; denn die Mitglieder einer so ansehnlichen Gesellschaft müßten wohl von dem Verdachte frey seyn, irgend etwas zu befördern, welches dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig wird. Die Besetzung der Lehrstühle ist einzig und allein die Sache des Königl. Ober-Schul-Kollegiums. Wenn dasselbe für gut findet, Herrn Fichte eine Stelle auf einer Universität, oder auf einer Schule zu verleihen, will ich ihm dieselbe, ungeachtet meiner Meinung von seiner Philosophie, von Herzen gönnen, in so fern er dadurch eine Versorgung bekömmt, so wie auch jede andre Versorgung, wo es auch sey. Aber wenn die Frage zu beantworten ist: Ob Herr Fichte zum Mitgliede der philosophischen Classe unsrer Akademie soll aufgenommen wer-

den? so kann und will ich nichts vor Augen haben, als den Zweck und die Ehre unsrer Akademie. Diese will nicht ihre Mitglieder in einen unthätigen Ruhestand durch ihre Aufnahme versetzen. Vielmehr werden die Pensionen, welche die ordentlichen Mitglieder erhalten, ausdrücklich für die Arbeiten bezahlt, wozu sie verpflichtet sind. Wie wenig nun die Akademie von einem Manne würde zu erwarten haben, der längst schon glaubt, das unfehlbare Wissen gefunden zu haben, und das Wissen aller andern Mitglieder nur für Meinungen halten dürfte, habe ich schon angeführt.

Aber es ist noch eine besondre Ursache da, warum die Akademie, wenn sie ihn aufnähme, nicht einmal hoffen dürfte, daß er zu ihren herauszugebenden Schriften Beyträge liefern würde, welches doch auch die Pflicht eines ordentlichen Mitgliedes ist. Er hat bekanntlich über seine Wissenschaftslehre vielerley Bücher drucken lassen, und hat auch selbst eine neue Darstellung derselben sehr feierlich versprochen. Nachdem er aber im vorigen Jahre hier öffentliche Vorlesungen ankündigte, worin er das Räthsel der Welt zu lösen versprach, erklärte er ganz ausdrücklich, er werde nun nichts weiter über die Wissenschaftslehre schreiben, weil nun dieselbe bloß mündlich könne vorgetragen werden.

Daß Herr Fichte einen gegründeten Ruhm habe, der durch wahre Verdienste um die Philosophie entstanden wäre, kann ich nicht zugeben. Sein Ruhm war sehr ephemerisch, und ist jetzt ganz gesunken. Man

kann

kann ihn keinesweges mit Kant vergleichen, und eben so wenig mit Wolf oder Leibnitz. Kant hat der philosophischen Untersuchung auf mancherley Art ein neues Leben gegeben. Fichte trat bloß auf Kant's Schultern, wollte Kant's Idee, mit Abstraction von aller Erfahrung wie a priori zu philosophiren, weiter führen, hatte dabey die seltsame Einbildung, daß Kant von Niemand verstanden würde als von ihm. Kant aber erklärte noch vor seinem Ende, daß Herrn Fichte's Wissenschaftslehre nichts sey; mehrere andere schätzbare Männer bewiesen dieß sehr deutlich, wovon ich nur die 1803 erschienene Schrift des Herrn Fries, unter dem Titel: Reinhard, Fichte und Schelling, anführen will. Die Achtung gegen seine Philosophie ist ganz gefallen. Selbst unter den Mode-Philosophen sind seine ehemaligen eifrigen Schüler, Schelling und Wagner, von Fichte's Philosophie ganz abgegangen, und sprechen mit der größten Verachtung davon. Zu der geringen Meinung von Herrn F's. Philosophie, welche jetzt in Deutschland allgemein herrscht, hat nicht wenig beigetragen, daß deutlich eingesehen worden ist, wie wenig neue und feste Ideen darin sind; daß er, ob er gleich mit großem Ungestüm verhieß, er wolle alle andre philosophische Ideen ausrotten, dennoch selbst nichts Neues und Originales hervorbrachte, sondern daß alles auf eine sehr falsche Erklärung und Erweiterung des Kantischen Systems, vermittelst einseitiger Einbildungen und eines sehr plumpen Idealismus, herauslief. Noch

mehr und allgemeiner fiel der kurze Ruhm der Fichte-schen Philosophie, als er sie auf wirkliche Gegenstände praktisch anwenden wollte, und sowohl in seiner Sittenlehre und in seinem Naturrechte die allerseltsamsten und unhaltbarsten Paradoxien hervorbrachte, als in seinem geschlossenen Handelsstaat durch ganz unphilosophische Sätze, und durch völlige Unwissenheit alles dessen, was Handlung, Circulation des Geldes u. s. w. betrifft, seine gänzliche Unfähigkeit, über diese Gegenstände zu schreiben, zeigte. Ich bin, wie meine Vorgänger im Votiren, völlig überzeugt, daß, nach den Principien der Wissenschaftslehre, weder von dem Erfinder, noch von seinen ehemaligen Schülern, (denn jetzt sind sie alle von ihm abgefallen,) kein einziges Buch geschrieben worden, welches ein gescheuter Mann zur Hand nehmen möchte. Es wird jetzt in ganz Deutschland die Fichtesche Philosophie wie ein ausgelöschtes Meteor angesehen. Kein einziger Schriftsteller von einiger Bedeutung ist mehr dafür. Also, wenn auch die Akademie bey der Aufnahme Herrn F's. nicht eben das literarische wirkliche Verdienst, sondern nur seinen Ruhm in Betrachtung ziehen wollte, (welches doch auch wohl ihre Gesinnung nicht seyn kann,) so würde sie jetzt keine Ursache haben, ihn aufzunehmen.

Aber es könnte auch wohl der persönliche Character dieses Mannes, so wie er sich vom Anfange seiner literarischen Laufbahn an beständig gezeigt hat, Behutsamkeit sehr nöthig machen. Er hat sich bey allen Ge-

legenheiten nicht nur äußerst anmaßend und arrogant, sondern auch gegen alle Personen, die wider seine Philosophie etwas einwendeten, äußerst grob, und nicht selten so niedrig pöbelhaft betragen, wie es einem gebildeten Manne und einem wahren Gelehrten nicht anständig ist. Dieß alles ist so notorisch, daß es Niemand läugnen kann.

Ich bedaure, daß ich hier nothwendig Herrn Fichte's Betragen gegen mich selbst schildern muß. Warlich nicht aus irgend einem Grolle. Ich habe, als ich ihn zu der Zeit, wo er wegen seines angeblichen Atheismus verfolgt wurde, ihn als Menschen vertheidiget, und durch den Ton meiner Beantwortung seines gröbsten Angriffs auf mich, hoffentlich genugsam gezeigt, wie wenig mich dergleichen Angriffe persönlich zum Zorn reizen können. Da es aber hier die Frage ist, ob Hr. F. nicht nur mit mir, sondern auch mit einer Anzahl andrer verdienten Gelehrten, in eine genaue literarische Verbindung gebracht werden soll, so gehört sein Betragen gegen mich um so wesentlicher zur Sache, da er öffentlich erklärt hat: Er allein habe das Wissen, alle andre Gelehrte, die mit ihm nicht übereinstimmen, hätten nur Meinungen, und die Wissenschaft dürfe gegen die Unwissenheit intolerant und unhöflich seyn. Es kömmt auf die Frage an: Ob ein Gelehrter, der sich öffentlich so ausdrückt, und seine Lehre durch auffallende Beyspiele bestätiget, in eine gelehrte Gesellschaft aufzunehmen sey, worin gegenseitige billige Toleranz der Meinungen, und die

Höflichkeit und anständige Aufführung, die einem jeden gebildeten Manne eigen seyn muß, für ein unerlaßliches vorläufiges Erforderniß müsse geachtet werden?

Ich hatte mehreres wider Herrn F's. Philosophie geschrieben, auch wohl, was in seinen seltsamen Paradoxien offenbar lächerlich ist, ein wenig belächelt. Zuletzt hatte ich im 56sten Bande der allgem. d. Bibl. über diese Philosophie und ihre Verkehrtheit im ruhigen Tone abermals gesprochen. Darüber gerieth Hr. F. in solche Wuth, daß er im Jahre 1801 mich in einer Schrift, betitelt: Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, mit den gröbsten Persönlichkeiten angriff. Als diese Schrift hier zur Censur kam, ward sie zurückgegeben, mit dem Bedeuten: „daß ein Landes-Collegium nicht befugt sey, einer, in einem so höchst injuriösen Tone abgefaßten Schrift das Imprimatur zu geben." Demohngeachtet aber ließ Hr. F. diese Schrift auswärts drucken. Er war damals schon über ein Jahr in Berlin. Er hatte hier Schutz und Ruhe vor einer auswärtigen Verfolgung gefunden, wovon er sich einbildete, daß sie beynahe sogar sein Leben in Gefahr setze. Sein erstes bekanntes Betragen gegen die ihn schützende Regierung war, daß er, einem ihrer ausdrücklichen Gesetze, (welchem ein wahrer Gelehrter aus Selbstachtung schon ohnedieß folgen sollte,) gerade zuwider handelte. Es ist wohl kein Zweifel, daß ein Mann, der so verfährt, sich selbst eine levis notae

maculam anhängt, welche billig an einem Mitgliede der ersten gelehrten Gesellschaft dieses Staats nicht haften sollte.

In der gedachten Schrift sagt er unter andern von mir folgendes: „Das vollendetste Beyspiel einer radikalen Geisteszerrüttung und Verrückung, war mir Friedrich Nicolai. — „Meine Ueberzeugung ist, daß Nicolai sein ganzes Leben hindurch nie etwas Kluges, sondern eitel Verkehrtes und Thörichtes angefangen habe, und daß auf ihm nicht das mindeste Verdienst, sondern eitel Schuld ruhe." — „Die allgemeine d. Bibl. war ein der Religiosität der Nation höchst schädliches Unternehmen." — „Indem ich von wahren Gottesläugnern, Götzendienern, Dienern eines bösen Weltgeistes spreche, rede ich ganz eigentlich von Nicolai und denen die ihm gleichen." — „N. war bey seiner extremen Dummheit der allerunverschämteste unter seinen Zeitgenossen." — „Es ist zu beklagen, daß N. nicht unmittelbar, nachdem er die Widerlegung wider mich zu Ende gebracht hatte, aufgehenkt worden, damit er im Bewußtseyn des glorreichen Arguments seine speculative Laufbahn beschlossen hätte." — „Wir würden ein großes Mißtrauen auf die Penetration unsers Lesers setzen, wenn wir nöthig fänden, nach allem Gesagten hinzuzusetzen, daß wir N. für den einfältigsten Menschen seines Zeitalters halten, und nicht glauben, daß irgend etwas menschliches an ihm gewesen, außer der Sprache."

— „Es ist kein Zweifel, daß auch ein Hund, wenn man ihm nur das Vermögen der Sprache und Schrift beybringen könnte, und die Nicolaische Unverschämtheit, mit demselben Erfolge arbeiten würde, als N.“ u. dgl. mehr.

Ich habe dieß hier anführen müssen, nicht meinetwegen, — denn mich kann dergleichen nicht herabsetzen oder beleidigen, — sondern weil ich glaube, daß die Akademie dadurch ist beleidiget worden, deren Mitglied ich damals schon ins dritte Jahr zu seyn die Ehre hatte. Wenn Herr F. die Akademie auf solche Art mit seiner nie irrenden intellectuellen Anschauung anschauet, daß sie den Dümmsten und Unverschämtesten seiner Zeitgenossen, an dem nichts menschliches ist als die Sprache, zu ihrem Mitgliede wählte, so muß er sie wohl innig verachten. Es müßte so nach befremdend seyn, daß Herr F. jetzt ebenfalls Mitglied dieser Akademie zu werden sucht, wenn sich nicht noch voraussetzen ließe, daß er sich nur aus der Kasse dieser Akademie eine Pension verschaffen wolle, ohne weiter an ihren, ihm verächtlichen, Arbeiten Antheil zu nehmen.

Ich mußte auch obige Stellen anführen, damit man deutlich sähe, wie tief unter die Würde eines wahren Gelehrten Herr F. herabsinkt, und wie wüthend er in seiner Leidenschaft wird. Daß Herr F. in seiner Philosophie einseitig, und gegen seine Gegner intolerant ist, hat er freilich mit vielen andern Philosophen gemein; aber ihm war es vorbehalten, in einer

öffentlichen Schrift zu wünschen: daß sein Gegner aufgehenkt würde, damit er seine speculative Laufbahn beschlossen hätte.

Ich will es, ohne alle Rücksicht auf mich selbst, der Einsicht Eines hochlöblichen Directorii und aller Mitglieder der Akademie überlassen, ob die Akademie es mit ihrer Würde vereinigen könne, einen Mann, der den Sinn für Anstand so ganz verlieren konnte, zum Mitgliede aufzunehmen, selbst, wenn er auch den Ruhm und die gelehrten Verdienste hätte, die er wirklich nicht hat. Ich will es ihrer Einsicht überlassen, ob nicht das zänkische, ungesittete und arrogante Benehmen, welches sich bey Hrn. F. jederzeit zeigte, so oft ihm widersprochen ward, sich nicht auch in der Akademie zeigen würde, wenn er deren Mitglied wäre, und ob es für die Akademie wünschenswerth sey, wenn sich etwa Beyspiele ungesitteten Betragens in derselben finden sollten? Würden wohl die Mitglieder irgend einer Akademie es eben wünschenswerth finden, die Herren Schelling, Schad, Wagner, welche Hrn. F's. Nachfolger und Schüler, sowohl in idealistischen Hirngespinnsten, als in Grobheit und Zanksucht sind, neben sich zu Kollegen zu haben?

Ich kann also nicht anders, als nach meiner besten und ruhigsten Ueberzeugung votiren: daß Herr Professor Fichte nicht würdig sey, in die Akademie aufgenommen zu werden. Am wenigsten kann dieß wohl jetzt der Fall seyn, da, wie ich mit Vergnügen vernehme, Hr. Ancillon der jüngere als ordentliches Mit-

glied in die philosophische Classe, so wie es billig ist, einrückt, und also diese Classe vollzählig wird. Es wäre doch auf alle Weise wohl allzuviel, wenn für einen Mann, gegen den so viel zu erinnern ist, sogar eine neue Stelle in der philosophischen Classe errichtet, und da bisher alle außerordentliche Mitglieder unbesoldet geblieben sind, ihm sogar noch ein doppeltes Gehalt sollte gegeben werden. Dieß würde wohl für mehrere hochverdiente Mitglieder, auch in andern Classen, kränkend seyn, darunter mehrere allgemein geschätzte Männer sich mit dem gewöhnlichen Gehalte begnügen müssen, ja wohl noch gar kein Gehalt bekommen, weil ihre Classe vollzählig ist."

Die mehrsten Stimmen fielen verneinend aus, der Vorschlag kam also nicht zu Stande.

Ganz anders, als Fichte, benahm sich Kant gegen Nicolai. In seiner Schrift: „Ueber die Buchmacherey. Zwey Briefe an Herrn Friedrich Nicolai, von Immanuel Kant. 1798, behandelt er zwar N. eben nicht glimpflich, ja er thut N. darin offenbar Unrecht, daß er den Verleger mit ins Spiel mischt, da N. nicht aus merkantilischen Absichten geschrieben hatte; aber er läßt ihm doch auf der andern Seite die Gerechtigkeit wiederfahren, daß die Nachäffer der kritischen Philosophie wegen ihres Unfugs und Mißbrauchs mit den philosophischen Wörtern N's. Züchtigung allerdings verdienten.

Dabey hätte N. stehen bleiben, und nicht so oft den großen Lehrer mit seinen albernen Schülern verwechseln sollen, N. irrte darin, daß er meinte, jeder philosophische, oder wohl und richtig denkende Kopf, sey auch ein theoretischer Philosoph: noch mehr aber darin, daß ihm, der an Wolf und Baumgarten gewöhnt war, die tiefsinnigen Forschungen eines der ersten Denker eben so verkehrt vorkamen, als die Thorheiten der verschrobenen Nachäffer Kant's, und daß er jene eben so leicht als diese zerstören könne. Wenigstens hätte er seine Zweifel gegen die Kantische Theorie, wenn er sie ja laut werden lassen wollte, in einem andern Tone vortragen sollen. Aber was ihm als Gesellschafter leicht wurde, scheint ihm als Schriftsteller schwer, wo nicht unmöglich gewesen zu seyn. Ich will mich nicht dabey aufhalten, dieses psychologische Räthsel zu erklären. Genug, daß er bey mündlichen Streitigkeiten sich nie erlaubte, was er bey schriftlichen sich nicht versagen konnte. Dieß hat er ein halbes Jahrhundert durch in einer Gesellschaft bewiesen, in der es oft zu lebhaften Erörterungen auch über literarische Gegenstände kam, und in der er sich, nach dem darin eingeführten Tone, weit weniger Zwang auflegen durfte, als in der, von welcher ich in der Folge noch einige Nachricht geben werde. Ich meine den sogenannten Montags-Club, der nunmehr 70 Jahre in Berlin besteht. Meine Leser werden mir es gewiß verzeihen, wenn ich dieser Gesellschaft hier etwas umständlicher erwähne.

Montagsclub Sie wurde von dem, als Uebersetzer einiger griechischen Schriftsteller bekannten, im Jahre 1804 als Pfarrer zu Mönchaltorf im Canton Zürich verstorbenen Johann Georg Schultheß, der sich im Jahre 1749 zu Berlin aufhielt, in diesem Jahre gestiftet. Von den seitdem aufgenommenen verstorbenen Mitgliedern will ich, nach der Zeitfolge ihrer Aufnahme, hier nur folgende, dem auswärtigen Publikum bekanntere, nennen: Sulzer, Sucro in Magdeburg, Ramler, Agricola, Quanz, Gotthold Ephraim Lessing, Nicolai, Meil, Thomas Abt, Theden, v. Hymmen, Mylius, Engel, Reichardt, Biester, Walch zu Meiningen, J. Bernoulli, v. Wöllner, W. A. Teller, Gleditsch, Klein, Gedike, Ferber, Karsten, Klaproth und Unger. Die Zahl der Mitglieder ist auf 24 bestimmt. Das Ballottiren über ein aufzunehmendes Mitglied geschieht auf eben die Art, als sonst beym Senat in Venedig üblich war. Zwey schwarze Kugeln schließen aus. Die Gesellschaft kömmt jeden Montag Abend zwischen 6 und 7 Uhr in einem gemietheten Local zusammen, geht um 8 Uhr zu Tische, und um 10 Uhr auseinander. Außer dem Schachspiel ist kein andres erlaubt. Jedes Mitglied kann Fremde mitbringen, so viel es will. Wenn sich auch noch einer oder der andere deutsche Club einer eben so langen Dauer sollte rühmen können, so fragt sich doch, ob ein zweiter auf den größern Vorzug Anspruch machen kann, daß in ihm, wie in diesem, in so vielen Jah-

ren auch nicht ein einziger Zwist, nicht ein einziges Mißverständniß vorgefallen ist. Und doch kann ich die in ganz Deutschland zerstreueten Hunderte von Staatsbeamten, Gelehrten u. s. w., die diesen Club als Gäste besucht haben, dreist auffordern, ob sie eine Gesellschaft kennen, in der mehr Freimüthigkeit herrsche, als in dieser?

Nicolai war am 18ten März 1805 neun und vierzig Jahre Mitglied, und sieben Jahre dessen repräsentativer, und seit einem Jahre dessen wirklicher Senior. Seinen Geburtstag in letzterer Eigenschaft feierten die Mitglieder, und Biester hielt dabey eine Rede, die wegen ihrer Laune wohl verdient, daß ich sie hier einrücke:

„Seitdem der biedere Schweizer, Johann Georg Schultheß, aus seinem tugendhaften und geistvollen Leben am 7ten May 1804 abgerufen ward, ist unser hochachtbares Mitglied, Friedrich Nicolai, der eigentliche völlige Senior unsers Clubs geworden. Zwar haben wir ihm in dieser Eigenschaft seit sieben Jahren, da wir unsern Karl Wilhelm Ramler verloren, gern und willig bereits gehuldigt. Die Geschäfte würden zu nachtheilig darunter gelitten haben, wenn nicht auch hier an Ort und Stelle ein Vorsitzer an der Spitze derselben gewesen wäre; wenn jedesmal, selbst bey dringenden Vorfällen, die schleunig Ueberlegung und Entscheidung erfordern, erst 116 Meilen weit, von der Mohrenstraße in Berlin bis Mönchaltorf, vier Stunden von Zürich, hätte

berichtet und angefragt werden müssen*). Daher ward schon damals unserm genannten vortrefflichen Freunde, die ihm unter den anwesenden Mitgliedern gebührende Seniorwürde, mit allen davon abhängenden Rechten zuerkannt. Was aber that Er, der zugleich bescheidene und gemeinnützig thätige Mann? Er theilte; sehr redlich gegen uns, sehr strenge gegen sich selbst. Die Mühe übernahm er ausschließend, die Ehre nicht ganz. Auf das bereitwilligste erbot er sich selbst, das schwere Amt zu führen, und hat es auf das musterhafteste geführt. Allein, gerade nur Er, und gerade in den ersten Tagen seines Seniorats, sobald ihm die Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten zukam, verwieß er uns an den Mann, der beynahe von uns vergessen war, und doch unvergeßlich bey uns zu seyn so sehr verdient. Nur ihm, unserm Nicolai, verdankt es der Club, der ihm in Wahrheit so viel verdankt, daß sich der freundschaftlichste Briefwechsel, und das vertraulichste Verhältniß mit dem edlen Stifter unsrer Gesellschaft, anknüpfte, und mit seltener rührender Zärtlichkeit fortgesetzt ward.

Wenn wir also, seinem eigenen Vorschlage und Wunsche gemäß, bey der damaligen großen Feier **),

*) Daß dieß bloß scherzweise gesagt sey, da in Angelegenheiten des Clubs nie ein dringender Vorfall entstehen konnte, bedarf kaum selbst für Auswärtige bemerkt zu werden.

**) Im Jahre 1798 als der Club 50 Jahre bestanden; nachher erst fand sich, daß man das Jubileum ein Jahr zu früh gefeiert hatte.

die Seniorschaft einem andern Biedermanne übertrugen, der sie auch, obgleich abwesend, mit herzlichem, freudigen Wohlwollen annahm und behielt; wenn wir folglich unsern jetzigen Vorsitzer nur erst seit dem May des vorigen Jahres völlig und ganz als solchen ehren: so werden wir nun dafür auch heute auf das schönste wieder belohnt; wir beyderseitig: Er für sein Zartgefühl, wir für unsre Folgsamkeit. Durch eine merkwürdige Verkettung der Dinge, welche das halbe Dutzend der immer neueren Philosophen weder erklären, noch wegläugnen kann, trift der erste Geburtstag, den unser Clubsenior als Clubsenior begeht, gerade auf einen Clubtag: zum sprechenden Beweise, daß er für den Club geboren ist, daß er von seiner Geburt an zum Clubsenior bestimmt war.

Die, einem ausgezeichneten Geiste, gleichsam einem Günstlinge der Natur, beygelegte Eigenschaft: „zu etwas geboren zu seyn" benimmt dem, welchem sie zugeschrieben wird, nichts an seiner Verdienstlichkeit. Denn er muß diese Anlagen ausbilden, wenn sie sich wahrhaft ausgezeichnet in ihm offenbaren sollen. Und, so wie auf der einen Seite sein Talent ihm diese Ausbildung erleichtert, so pflegt es auf der andern Seite sie auch zu erschweren, indem es ihn zur Vernachlässigung und zum Mangel an Ernst und Eifer reizt. Daher ist ein Mann, der zugleich Genie und Character zeigt, ein so seltener, ein so unschätzbarer Edelstein; eine werthe, theure Erscheinung, wenn man ihn zugleich als Zeitgenossen, als Mitbürger, als Freund,

als Glied der nämlichen Gesellschaft um sich sieht. Das Genie zum Club findet sich noch wohl; der Character dazu nicht so leicht, weil man jenes auszubilden verabsäumt hat.

Lassen sie mich, gütige Herren und Freunde, noch immer nach den Grundsätzen des Clubs reden, denen wir sämmtlich treu bleiben wollen. Denn freilich, wie hat sich sonst die übrige Welt jetzt verändert! Wie sind die Künste gestiegen, und die Geheimnisse vervielfältiget! z. B. das Kunstgeheimniß des Gedächtnisses, wovon ein reisender Sammler einst ein Vorspiel an einem Clubabende gab, und wodurch, nach seiner Versicherung auch die Unmündigen die schwersten Sprachen erlernen sollten, obgleich er selbst es noch nicht bis zu ein Paar Wörtern Lateinisch hatte bringen können. Wie ist sogar die Natur erhöhet! In unsern hocherleuchteten Zeiten, die bekanntlich die gesammte Vorwelt in allen Dingen so unendlich übertreffen, sind die gebohrnen Genies, selbst die frühreifen Wunderkinder, welche sonst nur sparsam sich zeigten, gleichsam an der Tagesordnung. Unsre Nachbaren jenseit des Rheins haben jetzt wieder zwey derselben aufzuweisen. Der eine Knabe scheint dazu geboren, Decimalzahlen seiner Landesmünze im Kopfe zu berechnen; und seine Nation, die zum Erstaunen geboren ist, erstaunt über diese Gabe; und die ausländischen Zeitungsschreiber, die zum Bewundern geboren sind, bewundern — man weiß nicht recht, ob jenen Knaben, oder dieses Erstaunen. Das zweite noch auffallendere Wunderkind

ist sogar zu einem vierschrötigen Bauren geboren, und, was die sonst so sorgfältigen Alten von ihrem Herkules aufzuzeichnen vergaßen, wissen wir genau von diesem Gallischen Herkuliscus: wie oft er sich rasiren lassen muß. Mit solchen außerordentlichen Erscheinungen jenes überglücklichen Reichs können wir uns freilich nicht messen. Wir warten, bis das Kind ein Mann wird, und schreiben ihm dann, je nachdem er sich in Künsten, Wissenschaften und Denkungsart auszeichnet, die ihm von der Natur gewordene Anlage zu. So reden wir von gebornen Dichtern, gebornen Mahlern oder Zeichnern, gebornen Musikern, gebornen Philosophen und wissenschaftlichen Forschern, gebornen Denkern, Geschäftsmännern, Patrioten. Seit der Stiftung unsers Clubs hat das Verzeichniß seiner Mitglieder die ehrenwerthesten Nahmen in diesen Fächern aufzuweisen; vorzüglich aber in der seltenen Kunst, der wirklich schwierigen Wissenschaft des Lebens, welche zugleich die Kunst und Wissenschaft des Clubs ist, die der, (zu unserm Bedauren jetzt abwesende,) brave Mann, der zum Clubsänger geborne Dichter, uns so schön ans Herz gelegt hat, die bisher immer den Senioren des Clubs in hohem Maße beywohnte, und namentlich dem jetzigen Senior eigen ist. Mit der herzlichsten Freude, mit der innigsten Theilnahme feiern wir heut, ihm und uns glückwünschend, seinen Geburtstag, und erwägen dabey um so lebhafter, wozu ihn derselbe berief. Zu gründlicher Weisheit ist unser Nicolai geboren, und dabey zu frohem

Scherz; zum Selbstscherzen und zum Scherzverstehen, zum Reisen und zum Zuhausebleiben, zum Bücherschreiben und zum Bücherlesen, zum Erzählen und zum Erzählenhören, zu Verstand und Witz, zu Wissenschaft und Kunst, zu Rechtschaffenheit und Wohlwollen, zu Patriotismus und Gemeinsinn; vorzüglich aber zu treuer Freundschaft und heiterer Freude. Alles dieß zusammen genommen, heißt: Er ist recht zum Club und für den Club geboren. Und — welch eine bedeutende, nicht oft genug zu wiederholende Verbindung! welch ein bekräftigendes Siegel! — Gleichsam im Club selbst ist er geboren! Wenn auch sein erster Geburtstag nicht auf einen Clubtag fiel — wo auch, (die Wahrheit zu sagen) noch kein Club existirte, — wenn auch nicht der vier und zwanzigste Geburtstag, als er nun Mitglied des Clubs war — es wäre der Wunder beinahe zu viel gewesen: — so trift dieß doch bey demjenigen Geburtstage ein, den er zum erstenmale seit dem Antritt seiner vollen Würde erlebt. In Ansehung dieser Seniorswürde ist er also ein Montagskind; er ist folglich zum wahren Senior des Clubs geboren.

Keine wohl geordnete Gesellschaft kann ohne einen leitenden Vorsitzer bestehen; man streitet sich nur, ja man schlägt und mordet sich über die Art der Wahl, und die Art der Benennung. Wir haben weislich einen Senior dazu bestimmt, da die besten Völker der Vorzeit bey solchen Aemtern auf Jahre und Erfahrung sahen, und da dieses Amt wirklich unter uns durch Anciennetät vergeben wird. Wenn nun

Senior

Senior ein Aelterer heißt, so wissen wir zugleich, daß unser Club, der schon so lange besteht, doch nie in Freundschaft und Frohsinn gealtert hat. Diese herrliche Eigenschaften erhalten sich auch bey unserm älteren Freunde in reizender unveralteter Kraft; auch in dieser Rücksicht ist er also ein würdiger Senior unsers älter gewordenen und nicht veraltenden Clubs.

Er war ein sechszehnjähriger Jüngling, als die Biedermänner, welche die Gesellschaft in seiner Vaterstadt stifteten, an dem ersten Clubabende zusammen lachten, und das Vermächtniß eines frohen Wochenabends für ihre Nachkommen niederlegten. Wir können diese angenehmen geschichtlichen Erinnerungen jetzt mit Gewißheit verfolgen; denn — wir müssen es nur gestehen — so gern wir auch sonst von unsern Annalen sprachen, und selbst Festlichkeiten, die sich auf verflossene Zeiten bezogen, anstellten, so lebten wir doch gleichsam im Dunkeln, und folgten nur ungewissen Traditionen. Erst neulich hat sich alles aufgeklärt: das sichere Jahr der Stiftung, die sicheren ersten Mitglieder. Und durch wen? und seit wann? Auch hier werden wir wieder auf unsern Senior verwiesen, unter dessen anerkanntesten Verdiensten sich eins am bestimmtesten anführen läßt, das sich auf seinen Fleiß und seinen Patriotismus gründet: Sein Verdienst der Berichtigung vaterländischer Begebenheiten. Diese forschende Wahrheitsliebe wirkte bis auf unsern Club; und wenn gleich der Zufall mit zu wirken schien — denn welche Entdeckung kann gesche-

hen, wenn nicht das Glück sie begünstiget? — so war doch Veranlassung und Zeit durch ihn und für ihn da. Er verdient also mit Recht den Ehrennahmen eines Berichtigers auch in Ansehung der Clubannalen. Durch das Tagebuch unsers Schultheß, mit dem (wie gesagt) wir erst durch unsern jetzigen Senior in Verbindung kamen, ist alles ins Reine gebracht. Nun wissen wir das Stiftungsjahr. Es war 1749, nicht 48, wie sonst bey uns gesprochen und gesungen ward. Wir wissen nun den Monat. Es war der an sich trübe, aber zu geselliger Freude einladende October. Wir wissen die acht ersten Mitglieder. Wir wissen endlich den Wochentag, wenn auch nicht das Datum. Es war der Donnerstag. Ein Donnerstag der Stiftungstag eines Montagsclubs! So riefen zwar die Zweifler aus; aber unser Senior war der Sache schon auf die Spur gekommen, durch Sulzers Tagebuch. So sind die Schicksale der Menschen und die Wissenschaften verkettet! Zwey Schweizer mußten sterben, und Nicolai mußte leben, damit die Wahrheit ans Licht gebracht würde. Der Donnerstag mußte dann, nicht lange nachher, auf den Montag verlegt werden, damit die frühere Wirkung der Natur, und der spätere Lauf der Jahre und Jahrhunderte so glücklich sich drehen konnte, daß wir heute den frohen ersten Seniors-Geburtstag unsers Seniors feierten.

Seine Verdienste, schon während seines kurzen Seniorats, sind erwiesen; seine ganze Sympathie mit dem Club ist einleuchtend. Dennoch warf seine

übertriebene Bescheidenheit ihm den Zweifel auf: da er itzt ein Aelterer nur heißt, nicht ist; ob er auch dem wichtigen Amte ganz werde genügen können, bey seinen vielfachen andern, warlich auch verdienstlichen Beschäftigungen um Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Er ging in diesem seinem ersten Senioratsjahre darüber mit sich zu Rathe, aber nicht lange. Der Club! rief er schnell aus, der Club! und nicht die Welt, nicht der Ruhm! Mit standhaftem Gleichmuthe gab er sodann die allg. deutsche Bibl. auf, ein Werk, welches Deutschland mit Lernbegierde und Dankbarkeit aufgenommen hatte, und welches noch bey den Nachkommen dem Zeitalter Friedrichs II. und den umfassenden Einsichten und Kräften Nicolai's Ehre bringen wird. Die übrige Welt konnte sich diesen Entschluß nicht erklären; wir Mitglieder des Clubs wissen ihn zu beurtheilen und zu würdigen. Schon wegen dieser Aufopferung müssen wir aber auch, geliebte Freunde und Mitbrüder, unserm vortrefflichen Senior die Führung seines Amts zu erleichtern suchen. Es ist gut, daß wir ihm schon durch den einen Entschluß entgegen gekommen sind, die wirklich etwas unregelmäßig bis auf 30 erhöhte Zahl der Mitglieder wieder auf 24 zurück zu setzen, damit er, wie ein guter Homerischer Hirt der Völker, sein Volk bequemer übersehen kann. Aber auch in allem übrigen — wozu es weder einer Bitte, noch Aufforderung bedarf, — lassen Sie uns zeigen, daß wir seinen Werth einsehen und empfinden, daß wir ihn herzlich lieben und ehren,

daß wir uns seiner wahrhaft freuen, und daß, wenn wir fünfmal ihm zurufen:

Wohl Dir, daß du geboren bist!

wir zehnmal zu uns selbst sagen:

Wohl uns, daß er geboren ist!"

N. war die mehrste Zeit ein froher, unterhaltender Gesellschafter. Bey seinen weit ausgedehnten Kenntnissen und großer Belesenheit, bey der Menge interessanter Menschen die er gekannt, und wichtiger Begebenheiten, die er erlebt hatte, fehlte es ihm nie an Stoff zu unterhaltenden Gesprächen. Er hatte einen fast unerschöpflichen Quell von Anekdoten, und sein glückliches Gedächtniß ließ ihn alles nutzen, was er gelesen, gesehen und gehört hatte.

Wer N. bloß aus seinen Schriften kannte, und aus den vielerley Streitigkeiten, in die er mit andern Gelehrten verwickelt würde, machte sich leicht eine andre Idee von seinem Character, als man bei persönlicher Bekanntschaft fand. Dieß war auch bei mir der Fall, als ich im Jahre 1778 zum erstenmale nach Berlin kam, und mich hier ein Paar Monate aufhielt. Ich fühlte eben keine Neigung, ihn von Person kennen zu lernen, so sehr ich auch seine literarischen Verdienste schon damals schätzte. Seine Bekanntschaft machte ich zufällig bei dem Staatsminister v. Zedliz, bey dem wir beyde zu Mittag aßen. Seine Freimüthigkeit, mit Bescheidenheit gepaart, seine heitere Laune, mit

Anstand verbunden, sein ganzes Benehmen gegen den Minister und einige andre Personen vom Range, interessirten mich, und nun erst besuchte ich ihn. Wir wurden schon damals Freunde, und wurden es noch mehr, als Berlin im Jahre 1798 mein beständiger Wohnort ward. Da er mir sein Vertrauen vorzüglich schenkte, und er mich in allen seinen Familien-Angelegenheiten zu Rathe zog, so habe ich Gelegenheit gehabt, alle Seiten seines Characters kennen zu lernen. Er besaß wirklich alle zur wahren Freundschaft erforderlichen Eigenschaften. Wie hätte er auch sonst eine so große Zahl edler Menschen zu Freunden haben können? Ich setze ihre Nahmen in der Ordnung her, wie sie in dem Kalender, der zu seiner silbernen Hochzeit gedruckt wurde, auf einander folgen: Ramler, Dieterich, Zaupser in München, Abbt, Agricola, Johann David, Teller, Krause, Iselin, Lambert, Lessing der ältere, Meckel, Meinhard, Mutzel, v. Kleist, v. Oesfeld, Mylius, Quanz, Meusel in Erlangen, Quintus Icilius, Stroth, Gleim, Sulzer, Lüdke, Winkelmann, Bode in Berlin, Bode in Weimar, Büsch in Hamburg, Campe in Braunschweig, Chodowiecki, Becker in Curland, Gedike, Sam. Friedr. Engel, Eschenburg, Forster in Halle, J. C. Frisch, Frommann in Züllichau, Gerhard, Crell in Helmstädt, Göckingk, Hensler in Altona, Zollikofer in Leipzig, Marcard in Hannover, Marpurg, Klügel in

Helmstädt, Baumgarten, Möhsen, Ferber in St. Petersburg, Gohl, Moses Mendelssohn, Musäus in Weimar, Reichard, Kästner in Göttingen, Resewiz, B. Rode, v. Nicolay in St. Petersburg, Schlözer in Göttingen, Funk in Magdeburg, Schmucker, Meil, Selle, v. Stamford, Spalding, Stoll in Wien, Reimarus in Hamburg, Unzer in Altona, Biester, Uz in Anspach, Theden, v. Dohm.

So wie N. sich mit 200 Mitarbeitern an der a. d. B. (denn diese Zahl kann man, wegen des nach und nach erfolgten Abganges und Hinzukommens anderer, wenigstens annehmen,) vertragen hatte, nur Einen ausgenommen, so verlor er auch von diesen 71 Freunden (und er hat sich später noch mehrere andre erworben) nur einen einzigen: Marcard in Hannover. Alle übrigen blieben es bis an ihren, oder seinen Tod. Das beweiset doch viel für den Character eines Mannes, der sich so viele literarische Feinde gemacht hatte. Aber er wußte den Menschen und den Schriftsteller sehr gut zu unterscheiden. Möglich war es, daß er dem letztern Unrecht thun konnte, allein dem erstern ließ er immer Gerechtigkeit widerfahren. Darum machte es gar keinen Eindruck auf ihn, wenn einer seiner Freunde zugleich der Freund eines seiner literarischen Widersacher war. Er kannte z. B. meine freundschaftliche Verbindung mit Hrn. v. Kotzebue, Lavater und Zimmermann in Hannover; und er hatte so

viel Zartgefühl, daß er in meinem Beyseyn, nie seiner literarischen Fehde mit ihnen erwähnte. Alle seine noch lebende Freunde werden ihm das Zeugniß geben, daß er im hohen Grade dienstfertig war, und daß es ihm Freude machte, seinen Freunden gefällig zu werden. Ein Beispiel findet sich in den von mir herausgegebenen Auszügen aus den Briefen des Herrn v. Bretschneider's, dem er seine Casse anbot; aber ich könnte noch eine Menge ähnlicher aus seinen nachgelassenen Papieren anführen. Sein Beutel, sein Tisch, seine Bibliothek, seine Verwendung bey Männern von Einfluß, Mittheilung seiner Kenntnisse, Benutzung seiner auswärtigen Bekanntschaften, Besorgung von Aufträgen hier und in Leipzig: auf alles dieses konnten seine Freunde Anspruch machen. Wenn sie es thaten, so war der Gewinn mehr auf seiner Seite, denn sie vermehrten dadurch sein Vergnügen; aber gegen einen Dritten sprach er nie davon.

Meine Leser bitte ich um Erlaubniß, eine hundertmal erzählte Anekdote wiederholen zu dürfen. Ein Kaufman in Amsterdam zankte auf dem Hausflur mit seiner Magd, daß sie einige Schwefelhölzchen unter dem Kehricht mit ausgefegt hatte. Gerade traten ein Paar Deputirte ins Haus, die für irgend eine wohlthätige Anstalt eine Collecte einsammelten. Als sie den Zank hörten, sagte der eine zu dem andern: Laßt uns nur wieder gehen, denn hier werden wir doch nichts kriegen. Der Kaufmann aber, der sich eben umwendete, als sie in der Hausthür waren, rief sie zurück, und

fragte, was sie verlangten? Er bat sie, in sein Comtoir zu treten, nahm ihren Subscriptionszettel, las ihn, und unterzeichnete 100 Fl. Die Deputirten sahen einander verwundernd an. Meine Herren, sagte der Kaufmann, wenn ich das Kleine nicht geachtet hätte, so würde ich jetzt keinen Stüver haben unterzeichnen können. — Diese Geschichte ist mir bey N. wohl hundertmal beygefallen. Wer nicht wie ich Gelegenheit gehabt hat, sich von seinem großen Triebe zur Wohlthätigkeit zu überzeugen, wohl aber manche Züge von Sparsamkeit zu bemerken, der kann leicht auf den Gedanken gekommen seyn, ihn für geizig zu halten. Der Unterschied war nur der, daß er sich gar keine Mühe gab, das Zurathhalten selbst im Kleinen, im geringsten zu verbergen; desto größere aber, seine Wohlthaten zu verhehlen. Wenn ein Familienvater durch die hiesigen Zeitungen bekannt machen ließ, daß er ohne sein Verschulden in eine traurige Lage gerathen sey; ihm aber mit einem Capital von 200 oder 300 Rthlr. geholfen werden könne, so ließ sich N. durch jemand, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, (nach der Verheirathung seiner ältesten Tochter durch seinen Schwiegersohn,) unter der Hand nach den Umständen erkundigen. Ward er überzeugt, daß die Summe gut angewendet sey, so gab er sie gern her. Mehrere tausend Thaler hat er auf diese Art verwendet, und manchen dürftigen Familien viele Jahre lang eine bestimmte Unterstützung zahlen lassen. Aber auch außer Berlin, ja selbst im Auslande, that er Gutes.

So z. B. übersendete er im Jahre 1788 zum Gebrauch der Oberösterreichischen evangelischen Gemeinden, nach Linz, eine bedeutende Anzahl hallischer Bibeln, desgleichen von Südken's Communion-Buche, Herme's und Dapp's Predigten, Rochow's und Treumann's Schulbuche, und Rochow's Catechismus der gesunden Vernunft, ganz ohnentgeltlich. Auf einem Zettel von seiner Hand, (datirt den 17ten April 1806) konnte er daher mit Wahrheit von sich selbst sagen: „Plato legt im ersten Buche von der Republik dem Cephalus folgende Worte in den Mund: Wie die Dichter ihre Gedichte, und die Väter ihre Kinder, so lieben diejenigen, die Vermögen erworben haben, dasselbe als ihr Werk.“ — Ich habe Vermögen, ja Reichthum erworben, und es zu erhalten gesucht, aber niemals geliebt. Das Geld, das man erworben hat, ist dazu gut, daß man im Alter nicht nöthig hat, für sich und die Seinigen zu sorgen, und also seine Gedanken auf edlere Gegenstände richten kann. So ist's mir wenigstens immer gewesen.“ —

Ehe ich N. persönlich kannte, hatte ich das Vorurtheil, daß er streitsüchtig und rechthaberisch sey. Durch meinen genauen Umgang mit ihm überzeugte ich mich vom Gegentheile. Er konnte recht gut Widerspruch vertragen, und er selbst, wenn er anderer Meinung war, trug sie mit Bescheidenheit vor. Dieß habe ich vorzüglich in einer Gesellschaft zu bemerken Gelegenheit gehabt, die viele Jahre in Berlin bestanden, und von der dennoch, außer ihren Mitgliedern, Ni-

mand in Berlin das geringste erfahren hat. Jetzt darf ich wohl ein Paar Worte davon sagen. Ich will von den verstorbenen Mitgliedern hier diejenigen nennen, die mir jetzt noch einfallen. Sie waren: der Staatsminister v. Struensee, die Oberconsistorialräthe Dieterich, Teller, Zöllner und Gedike, der Leibarzt Möhsen, der Geheime-Oberjustizrath Suarez, der Geheime-Oberfinanzrath Wlömer, der Geheimerath Selle, Nicolai und Biester. Letzterer war Secretair der Gesellschaft. Die Zahl der Mitglieder war auf zwölf bestimmt, und ehe jemand nach einer entstandenen Vacanz zum Beytritt eingeladen werden konnte, mußten die eilf übrigen Mitglieder sich über ihn vereiniget haben. Man machte sich zu nichts verbindlich, als bloß dazu, von der Existenz dieser Gesellschaft nichts verlauten zu lassen. Sie kam nach der Reihe bey einem der Mitglieder jede Mittwoche Abends um 6 Uhr zusammen. Der, bey welchem die Versammlung gehalten wurde, las eine Abhandlung vor. Die Gegenstände waren aus der Staats- und Finanz-Verwaltung, Gesetzgebung, speculativen und practischen Philosophie, sehr selten aus der Literatur hergenommen. War die Vorlesung geendiget, so sagte jedes der Mitglieder, nach der Reihe wie sie sich zufällig gesetzt hatten, seine Meinung darüber. Bescheidener als N. konnte man die seinige nicht vortragen, und hatte er selbst eine Materie abgehandelt, die Einwürfe dagegen nicht mit größerer Selbstverleugnung aufnehmen, als er that. Biester

schickte die vorgelesene Abhandlung nachher in einer verschlossenen Kapsel, wozu jedes Mitglied einen Schlüssel hatte, den Mitgliedern ins Haus, und jedes derselben äußerte noch schriftlich, was er bey dem Aufsatze zu erinnern fand. Nach geendigter Runde erhielt ihn der Verf. von Biestern zum beliebigen Gebrauche zurück. Ich könnte auffallende Beyspiele von dem anführen, was die Gesellschaft Gutes bewirkt hat; ich will aber nur das einzige hier erwähnen, daß das Preuß. allgemeine Landrecht ihr manches verdankt, weil Suarez, der daran so großen Antheil hatte, viele seiner Ideen erst durch sie berichtigte. Es ist daher sehr zu bedauern, daß sie auseinander ging. Die Veranlassung dazu war sonderbar genug. Als das Edikt gegen die geheimen Gesellschaften erschien, entstand die Frage: Ob die, von der hier die Rede ist, fortdauern könne, ohne der Staatsbehörde ihre Existenz anzuzeigen? Nur wenige Glieder bejaheten die Frage, und hielten dafür, es sey unnöthig, daß der Staat wisse, wer auf eine uneigennützige Art für ihn im Stillen arbeite, da ja nie durch diese Gesellschaft der geringste Nachtheil für ihn entstehen könne. Die mehrsten hielten denn doch aber dafür, daß man den Buchstaben des Gesetzes befolgen müsse, da zwar die Gesellschaft selbst, nicht aber die Regierung, von der Reinheit ihrer Absichten überzeugt sey. Die Anzeige von der Existenz und Einrichtung der Gesellschaft hätte nur bey dem damaligen Staatsminister Grafen von der Schulenburg, als Chef der geheimen Polizey, ge-

schehen müssen; aber dieser war von den mehrsten Mitgliedern nicht geliebt, und sie konnten sich nicht entschließen, sich einer Art von Controlle zu unterwerfen. Die erste Versammlung nach Erscheinung des Edikts war also zugleich die letzte.

N's. Bescheidenheit erstreckte sich auch auf seine Schriften. Er sagt von sich selbst: „So oft ich auch über mein literarisches Leben nachgedacht habe, fand ich doch immer, daß mich Ambition, Sucht zu glänzen, oder gar die Einbildung, bey der Nachwelt Ruhm zu haben, nie im geringsten trieb. Zum Schreiben kam ich durch eifrige Begierde zu nutzen, und mich angenehm zu beschäftigen. Ich würde das elende, mechanische, trockene Kaufmannswesen, selbst auch mancherley Sorgen und widrige Zufälle im Ehestande, nicht ertragen haben, wenn ich nicht den Geist beschäftiget hätte. Ruhm ist nie meine Aussicht gewesen, und ich kann noch nicht begreifen, wie viele, sonst gescheute, Leute und große Schriftsteller so eitel seyn können. Freilich a laudatis laudari, erfreuet das Herz, und mir selbst, da ich so oft auf die heftigste und niedrigste Weise bin angegriffen worden, hat, nebst dem Zeugniß meines Gewissens, daß ich über nichts schrieb, als was ich verstand und untersucht hatte, der Beyfall und die Hochachtung rechtschaffener Leute und wahrer Gelehrten, mir allerdings sehr wohl gethan. Dadurch ward bestätiget, was ich bey strenger Prüfung von mir selbst überzeugt war, daß ich um so viel gelassener allen Verläumdungen und Schmähungen zusehen konnte.

Aber wie viel sind der Leute, deren Lob wirklich etwas werth ist? Von dem unverständigen Haufen gelobt zu werden: wozu kann das helfen? Wenigstens mich hat das nie getrieben, eine Feder anzusetzen."

Seine Schriften über die Kantische Philosophie ausgenommen, die meines Wissens N. so hat drucken lassen, wie er sie entworfen hatte, (vielleicht weil er, aus zu großer Vorliebe für seine Meinung, die Einwendungen kritischer Freunde vermeiden wollte,) gab er irgend einem seiner hiesigen oder auswärtigen Freunde jede seiner übrigen Schriften vorher zur Durchsicht; so z. B. Adelheids vertraute Briefe. Da ich mich völlig überzeugt hielt, daß ihm die schärfste Kritik die liebste war, so trug ich kein Bedenken, in meinen schriftlichen Bemerkungen ihm die Gründe anzuzeigen, warum mir manches daran nicht gefiel. Er nahm dieß so gut auf, daß er mir nachher noch andere Handschriften mittheilte; aber meine überhäuften Dienstgeschäfte verstatteten mir nicht mehr eine so genaue Erörterung.

Von der Erbkrankheit der Deutschen, der Titelsucht, blieb N. sein ganzes Leben hindurch befreiet. Er besuchte mich einst am Abend, und erzählte mir mit Lachen, daß am Vormittage ein junger Gelehrter, der auch schon Autor war, bey ihm gewesen sey, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und das Gespräch hatte folgenden Anfang:

Der Fremde. Verzeihen Sie, Herr Commercienrath, daß ich mir —

Nicolai. Verzeihen Sie, ich bin nicht Commercienrath.

D. Fr. Ich bitte um Verzeihung, Herr Professor —

N. Ich bin auch kein Professor.

D. Fr. O! Herr Magister —

N. Auch nicht Magister. Ich bin gar nichts. Aber ich bitte, lassen Sie das gut seyn, und nehmen mich so wie ich bin. Genug, ich freue mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, denn Sie sind vermuthlich Verfasser von (hier nannte N. ihm den Titel der Schrift, wovon er kurz zuvor eine vortheilhafte Recension gelesen hatte.)

Der Fremde war wirklich der Autor davon, und gab sich endlich zufrieden, daß N. gar nichts war. Dieser Mann ohne Titel, war oft der Tischgenoß der Staatsminister Herzberg, Zedlitz, Schrötter und Struensee, und vieler andern der ersten Staatsbeamten, die Verdienste und Literatur zu schätzen wußten; ich habe aber nie gehört, daß dieß der Fall mit einem der Buchhändler gewesen wäre, die den Titel eines Commercienraths, oder gar geheimen Commercienraths hatten. Für N. muß es ein beneidenswerthes Gefühl gewesen seyn, zu wissen, daß er alle Achtung, die man ihm erzeigte, bloß seinen persönlichen Verdiensten zu danken hatte.

Die philosophische Facultät zu Helmstädt übersendete ihm im Jahre 1799 aus eigenem Antriebe das Diplom als Doctor der Philosophie und Magister der

freien Künste; er hat aber nie von diesem Titel Gebrauch gemacht.

Die Musik liebte N. sein ganzes Leben hindurch; auch alle seine Kinder waren musikalisch. Er besuchte oft die Concerte in der Stadt, und nahm in früheren Jahren selbst als Bratschist, Theil daran. Auch in seinem Hause veranstaltete er nicht selten kleine Concerte von ausgesuchten Virtuosen. Mehrere Melodien der von ihm in 2 Theilen herausgegebenen Sammlung von Volksliedern sind von ihm selbst komponirt. Er besaß eine bedeutende Sammlung von Werken über die Musik und Musikalien, von den besten ältern und neuern Tonkünstlern. Diese hat er der hiesigen Sing-Akademie, für die er sich sehr interessirte, und von der seine beiden Töchter Mitglieder gewesen waren, in seinem Testamente vermacht.

Ein eben so guter Kenner war N. von Mahlerey, Bildhauerey und Kupferstecherkunst. Seine Sammlung von Kupferstichen war nicht groß, aber ausgesucht, und enthielt einige Prachtwerke. Die Sammlung von berühmten und gelehrten Männern ist sehr zahlreich und ansehnlich.

So sehr mancherley waren N's. Kenntnisse und Liebhabereyen! Beym Durchlesen des Verzeichnisses seiner gedruckten Schriften, und beym Durchsehen seiner nachgelassenen Papiere muß man über die Menge der Gegenstände erstaunen, die seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und seinen Fleiß beschäftiget haben. Für schöne Natur hatte er nur dann ein Auge,

wenn sie ihm zufällig in den Wurf kam; nie suchte er sie auf. Ich weiß nur Einen Fall, wo sie tiefen Eindruck auf ihn machte. Wir besuchten zusammen den Brocken, blieben die Nacht auf dem Berge, und hatten das seltene Glück, daß am folgenden Morgen ein Gewitter entstand, welches sich etwas über der mittleren Höhe des Berges gelagert hatte, so daß wir von der Spitze in die unter uns blitzenden Wolken hinein sahen. Dieses majestätische Schauspiel rührte N. so sehr, daß er verstummte, und Thränen in seine Augen traten. Aber mit diesem nämlichen Manne bin ich mehr als hundertmale in seinem schönen Garten in der Blumenstraße, spazieren gegangen, ohne daß er auf die Gewächse und Blumen nur einen Blick warf. Für sich allein hat er vielleicht niemals einen Gang darin gemacht. Er zog es vor, in seinem Zimmer zu lesen oder zu schreiben. Den Garten überließ er seiner Familie und seinen Freunden. Letztere bat er sämmtlich im Frühlinge, wenn die Pfirschen und Aprikosen in den Glashäusern in voller Blüthe standen, an einem schönen Tage auf ein Frühstück zusammen, so wie eine kleinere Anzahl im Januar, oder Anfangs Febr. in sein Treibhaus, auf ein Mittagsessen unter blühenden Kirschen und Pflaumen. Das waren seine zwey frohesten Tage im Jahre.

N. liebte zwar das Schauspiel, aber nach Schuch's Abgange, ehe Koch von Leipzig nach Berlin kam, war in Berlin keine deutsche Bühne, und die Gesellschaft, welche nach Koch's Tode Döbbelin

belin

lin errichtete, war zu schlecht, als daß N. ihre Vorstellungen oft hätte besuchen sollen. Wäre früher in Berlin ein gutes deutsches Theater gewesen, so würde N. für dieses gearbeitet haben, denn damals hatte er noch Zeit, die Entwürfe zu Schauspielen auszuführen, deren er so manche gemacht hat. Als endlich im Jahre 1787 unter Ramler's und Engel's Direction eine Gesellschaft von Schauspielern entstand, wie sie Berlin vorher nie gehabt hat, da erwachte zwar N's. Liebe für das Theater von neuem, und er besuchte es oft; allein er war nun zu alt, und zu sehr in so mancherley Geschäfte verstrickt, als daß er es hätte wagen können, eins der früher entworfenen Dramen auszuarbeiten.

Orthodoxe Zeloten, wie Melchior Göze, mögen wahrscheinlich geglaubt haben, daß N. ein Freigeist, ja wohl noch etwas schlimmeres sey; und doch war er sein ganzes Leben hindurch ein religiöser Mann. Er besuchte den öffentlichen Gottesdienst, ging zur Communion, und stand mit Spalding, Dietrich, Teller, Zöllner, Dapp und andern Geistlichen in enger freundschaftlicher Verbindung. Da er selbst in hohem Grade tolerant war, so hatte die Intoleranz an ihm einen öffentlichen entschiedenen Gegner. Da er selbst nach einer auf Offenbarung und Vernunft gegründeten Moral handelte, so war er gegen Aberglauben und Schwärmerey immer bewaffnet. Indessen verehrte er jede Tugend, selbst die, welche der Mensch bloß seinem Temperamente zu danken hat. Er selbst

Bayerische Staatsbibliothek München

sagt darüber auf einem einzelnen Zettel: „die weise Natur hat uns an Gefühle gebunden. Wohl dem, der sein Gefühl durch Principien verbessert. Ich habe es wenigstens immer zu thun gesucht. Wozu nützen wohl sonst Prinzipien wenn man sie nicht anwendet? Was hilft es, die christliche Vollkommenheit als eine Fahne vor sich zu tragen, aber nicht dieser, sondern eigenen, häßlichen Neigungen folgen? Ich hatte von Jugend auf einen Trieb, über mich von Zeit zu Zeit nachzudenken. Mein guter Vater wollte, ich sollte es täglich thun. Aber wenn man jung und wild ist, denkt man selten daran, und wird man älter, so erlauben Geschäfte und Zerstreuungen nicht, es so oft zu thun. Mir fiel es besonders ein, wenn mir sehr wohl war, nach irgend einer frohen Begebenheit; aber auch dann, wenn ich Ursach hatte, mit mir selbst nicht zufrieden zu seyn; z. B. wenn meine Leidenschaften mich überwältiget hatten, selbst wenn diese an sich nicht wären zu tadeln gewesen; z. B. lebhafte Indignation über Ungerechtigkeit, Duplicität eines Characters u. dergl. welches mir, so oft ich es an andern sah, immer die unangenehmste Empfindung machte."

Arbeitsamkeit.

Seine Arbeitsamkeit läßt sich schon aus der Menge seiner Schriften schließen, die zugleich eine sehr ausgebreitete Belesenheit beweisen. „Wenn ich, (sagt er in einem Zettel vom Jahre 1800) auf mein Leben zurücksehe, so wundre ich mich selbst, daß ich in Absicht auf Literatur so mancherley that, und begreife kaum, wie das alles zu Stande gekommen ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich hatte nicht die glückliche Muße, welche so viele haben, und diese wenig gebrauchen. Ich hatte außerdem alle Augenblicke Störung, und mußte mich unter Handlungs- und häuslichen Geschäften, zuweilen auch unter vielen Zerstreuungen, welche an einem Orte wie Berlin unvermeidlich sind, mit Mühe sammlen, um denken und lesen zu können. So sagt Gibbon in seinen Miscellaneous Works (S. 715) von Pinkerton: Hard assiduous study is the sole amusement of his independant leisure."

Wenn N. auch sein Studieren nicht übertrieb, (denn die Abende brachte er in Gesellschaft, oder im Kreise seiner Familie zu, und nie arbeitete er bey Nacht,) so scheint mir es doch, daß er seine Aufmerksamkeit auf zu vielerley Gegenstände richtete, und manchem (z. B. der Untersuchung über die Perrücken) mehr Zeit widmete, als er verdiente. Das kam aber daher, weil seine Wißbegierde keine Grenzen kannte. Ob ich ihn gleich über dreißig Jahre persönlich gekannt hatte, so bin ich doch erst jetzt, nach Durchsicht seiner Papiere, überzeugt worden, daß seine Wißbegierde noch viel weiter ging, als ich zuvor geglaubt hatte, und daß er selbst bey Kleinigkeiten keine Mühe scheute, sich mehr zu unterrichten. Ich begnüge mich von hundert Beyspielen, die mir diese Papiere darbieten, nur Eins anzuführen. Der Professor Beckmann zu Göttingen, sagt in einem Briefe vom 22sten März 1809 unter andern: „Zur Geschichte der steifen Röcke habe ich etwas beygebracht in Vorrath kleiner Anmerk. S. 297.

So eine Verzierung, als gros culs postiches scheinen schon die Griechinnen gekannt zu haben, nämlich die mulieres πυγοςόλοι bey Hesiod. op. et d. Lib. 1. verf. 371." Bey diesem Briefe liegen nicht weniger als 6 Zettel, nach deren Inhalt N. nicht nur Stellen aus dem Hesiodus und seinen Commentatoren nnd lateinischen Uebersetzern, sondern auch neuere Werke: z. B. Bayfius de re vestimentaria; Nouveaux Essais de St. Foy etc. nachgeschlagen hatte, und einige dieser Bücher aus der Königl. Bibliothek ins Haus holen lassen, um den in obiger Stelle gedachten Umstand aufzuklären. Mit den Liebhabereyen der Gelehrten ist es indessen nicht viel anders beschaffen, als mit dem so verschiedenen Geschmack an Speisen. Ich würde sonst nicht begreifen, wie man ganze Stunden und Tage über Untersuchungen dieser Art verlieren kann.

Nichts ist mir in N's. Character befremdender gewesen, als seine übertriebene Bedenklichkeit, selbst bey kleinen Unternehmungen, und er war offenherzig genug, dieß selbst zu gestehen. Er sagt, indem er von sich in der dritten Person spricht: „Er verband mit seinen Geschäften beständig ein gewisses Mißtrauen in seine Ideen, und suchte vorsichtig zu handeln, um das Wohl seiner Familie nicht aufs Spiel zu setzen. Dieß machte mir oft meine Handlungsgeschäfte bedenklicher." Auch hat er nie ein großes Unternehmen ausgeführt. Die allg. d. Bibl. kann man dahin nicht rechnen, weil sie mit jedem Bande aufhören konnte. Er hatte sich so sehr gewöhnt, ein Ding von allen Sei-

ten bis auf die geringste Kleinigkeit zu untersuchen, bey jedem Plane alle Schwierigkeiten, die möglicher Weise entstehen könnten, zu überdenken, daß er nie ohne langen Kampf zu einem Entschlusse kam, wenn der Gegenstand auch nur eine Reise betraf. Und zu diesem Entschlusse brachte ihn gewöhnlich erst ein Freund, von dessen Einsicht er eine gute Meinung hatte.

Eine seiner schätzbarsten Eigenschaften war seine Offenherzigkeit gegen Freunde. Er hat sich in einem seiner Zettel vom 11ten Jan. 1802 selbst so richtig geschildert, daß ich diesen nur abschreiben darf. „Sehr oft zeigte es sich, daß wenn ich in Gesellschaft kam, jedermann mir ansah, ob ich sehr froh oder innerlich sehr betrübt war. Ich bin von Natur offenherzig, und in meinen jüngern Jahren ließ ich auch in Worten sehr oft die unmittelbaren Eindrücke merken, die in meinem Gemüthe oben an schwebten. Da ich älter ward, und sah, wie oft dieß unwürdig von Leuten gemißbraucht wurde, die weniger ehrlich waren als ich, so ward ich zwar im Sprechen viel behutsamer, aber meine Mienen und mein Maintien muß ich wohl nicht so gut wie ein geübter Hofmann in meiner Gewalt haben; denn ich merke sehr oft, daß wenn mir etwas vorzüglich im Gemüthe liegt, es von denjenigen bemerkt wird, mit denen ich in Gesellschaft komme. Auch mache ich über mich selbst die Bemerkung, daß wenn mir etwas im Sinne liegt, die fast unwillkührliche Bewegung der Arme und Füße ihren Weg geht. Ich betreffe mich selbst, daß ich meine Stel-

lung verändere, ohne daß ich eine eigentliche Ursache davon anzugeben weiß. Mens agitat molem".

Bis zum Jahre 1805 hatte N. fast einer ununterbrochenen Gesundheit genossen, und nur einige Krankheiten gehabt, ohne bettlägerig zu seyn. Die so merkwürdige, wo er im wachen Zustande an hellem Tage Erscheinungen sah, hat er in der Berlinischen Monatschrift vom Jahre 1799 selbst beschrieben. Eine ähnliche erzählt der Pastor Vogt in Danzig von sich in der National-Zeitung vom Jahre 1805. S. 74. Bey diesem war sie aus zu starker Anstrengung im Arbeiten, bey N. aus heftiger Gemüthsbewegung entstanden. Sonst fand sich bey ihm richtiges Verhältniß in Consumtion und Ersetzung der Lebenskraft, Verhältniß im denkenden und sinnlichen Theile, beständige Uebung und Anstrengung des Körpers ohne Uebermaaß. Seine regelmäßige Diät und 17 Reisen nach Pyrmont erhielten dieses Gleichgewicht. Daher hatte er noch im 72sten Jahre alle Munterkeit eines Mannes von vierzig. Aber nun stand ihm eine harte Prüfung bevor. Ihn befiel im Jahre 1805 eine Augenkrankheit, zu deren Heilung sein geschickter Arzt, der Professor Grapengießer, zwar alles anwendete, sich auch an den berühmten Barth in Wien wendete, und diesen um Rath fragte, aber N. verlor dennoch nach langen heftigen Schmerzen das eine Auge. Indessen kehrte doch seine Heiterkeit bald darauf wieder zurück, und er ward wieder der vorige frohe Gesellschafter, doch nur auf kurze Zeit. Welchem Patrioten, (und dieß war N.

im hohen Grade, wie er durch Wort, durch Schrift und That bewiesen hat) mußte nicht der frohe Muth entfallen, als Preußen im folgenden Jahre ein Unglück nach dem andern traf. Und dieses Unglück des Staats schmerzte ihn mehr, als was er persönlich litt, obgleich sein Haus Jahre lang mit feindlicher Einquartirung belegt war, die sein ruhiges Studiren sehr hinderte, obgleich ihm bloß das erste Kriegesvierteljahr 7000 Rthlr. kostete, und er sein Vermögen, das im Besitz von Häusern und Staatsobligationen bestand, mit jedem Tage, wo der Werth beider tiefer herabsank, sich vermindern sah. Dennoch unterstützte er die Stadt-Casse durch ein beträchtliches freiwilliges Darlehn.

Er hat es nicht erlebt, Berlin von den französischen Truppen, Preußen von fremder Willkühr, und Europa von einem Tyrannen befreiet zu sehen, den er seiner Immoralität wegen noch mehr, als um seiner Herrschsucht willen verabscheute. Ohne seinen Tod so nahe wähnen zu können, verschied er am 6ten Jan. 1811. Er befand sich zwar schon seit einiger Zeit nicht wohl, besuchte aber doch noch am Neujahrstage seine vieljährige Freundin, Elisa von der Recke; und selbst den Abend vor seiner Sterbenacht sagte er zu seinem Bedienten, daß er morgen (Montags) in den Club fahren wolle, wenn er sich eben so leidlich fühlen würde.

Die allgemeine und verdiente Theilnahme an Nicolai's Tode äußerte sich bey seinem Leichenbegängnisse auf die ehrenvollste Weise. Unter der freiwilligen

zahlreichen Begleitung befanden sich die angesehensten und edelsten Männer aus allen Zweigen der Staatsverwaltung und aus allen Ständen. Vom Trauerhause, vor welchem die Chorschüler sangen, ging der Zug nach der erleuchteten Luisenstadt=Kirche. Hier wurde die eintretende Versammlung mit einer Motette empfangen, und der Sarg vor dem Altare niedergesetzt. Herr Propst Hanstein hielt aus eigener Bewegung eine der Veranlassung angemessene Rede, welche die Verdienste des Verewigten und seine Schicksale schilderte, mit herzerhebender Anwendung auf die Religion. Unter dem Gesange auserwählter Lieder und Begleitung des ganzen Trauergefolges, wurde alsdann die Leiche nach dem an die Kirche stoßenden Kirchhof gebracht und in die Gruft gesenkt. Nicolai's Grabhügel bedarf keines Denkmals.

Man kann leicht denken, daß sein Testament nach eben den Grundsätzen abgefaßt war, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hatte. Er machte noch kurz vor seinem Tode darin verschiedene Abänderungen; aber obgleich der Werth seines Vermögens durch die Zeitumstände wenigstens um die Hälfte geringer geworden war, so hatte dieses dennoch auf seine Verfügungen keinen Einfluß. Ich will hier nur einiger seiner Legate erwähnen.

Der Königl. Bibliothek vermachte er eine beträchtliche Anzahl theils kostbarer, theils seltener Werke, die sie noch nicht besaß. Unter diesen, alle Bücher, welche von der keltischen Sprache handeln, nämlich der

gaalischen, altschottischen und alt-eirischen, so wie alle sich darauf beziehende Lexica und Grammatiken, desgleichen alle auf die angelsächsische Sprache sich beziehende Schriften. Außerdem eine Sammlung aller Schriften, den dreißigjährigen Krieg betreffend, die Leisewitz in Braunschweig in einer langen Reihe von Jahren zusammengebracht hatte. N. kaufte sie von dessen Wittwe im Jahre 1808, also zu einer Zeit, wo es ihm, wie er selbst sagt, oft an Gelde fehlte, bloß damit sie nicht zerstreuet werden sollte, und von irgend einem Gelehrten künftig genutzt werden möchte. Endlich auch eine Sammlung von Büsten deutscher Gelehrten, und den Medaillon des Herrn Alex. v. Humbold.

Die Königl. Akademie der Künste erhielt einen Abguß vom Schädel Raphaels von Urbino, und die nach dem Tode gemachten Abgüsse von Newton und Lessing's Gesicht. (Ein Ring mit Lessing's Haar ist mir, als ein mir unschätzbares Andenken, aus N's. Nachlasse zu Theil geworden.)

Eine große Anzahl der besten und seltensten Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker, nebst einer Menge anderer Bücher legirte er dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Aufgefallen ist mir, daß er an die Realschule, in der er doch einen Unterricht genossen hatte, mit dem er so sehr zufrieden war, gar nicht gedacht hat.

Seine testamentlichen, schriftlichen und mündlichen Vermächtnisse, an Freunde und Verwandte, an

den Hausstand, an das Bürgerrettungs-Institut, an die Erwerbschulen, Armenkassen und an viele andere Stiftungen, betragen über 18000 Rthlr.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften erhielt das kolossale Brustbild ihres Stifters, des unsterblichen Leibnitz.

N's. Bildniß ist mehrere male in Kupfer gestochen, aber keins ist ihm so ähnlich, als eins von Graff gemahltes Kniestück, das seine Familie besitzt. Der Director der Akademie der Künste, Herr Schadow, hat seine Büste in Gips gebildet; sie ist sprechend gleich. Nach ihr ist in der hiesigen Porcellan-Manufactur eine andre in Biscuit geformt worden, die an Aehnlichkeit nichts verloren hat.

II.

Einzelne
Ideen und Bemerkungen

von

Fr. Nicolai.

1. Ein Buch muß aus innerem Triebe kommen. Die meisten deutschen Schriftsteller schreiben, weil geschrieben werden muß. Der Professor R** schrieb mir im Julius 1804 sehr naiv: Ich muß schreiben, damit ich einmal aus Helmstädt wegkomme. Und so bot er mir ein Buch an, das auf die Modetheorie berechnet war. Da heißt es: Scribe ut te videam! So druckte ich aus gutem Willen ein sehr entbehrliches Buch von dem in Sachsen verfolgten Prof. K*., weil er meynte, dadurch hier bekannt zu werden, welches auch gelang.

Ich danke der Vorsehung, daß ich nie in dem Falle gewesen bin, aus andern Ursachen als aus innerem Triebe zu schreiben.

2. Es ist ganz falsch, daß dasjenige, was wir aus Erfahrung wissen, so seyn, und auch nicht so seyn kann. Dieß ist kein Grund, die Erfahrung zu verachten. Die Rosen tragen Rosen, die Lilien tragen keine Distelköpfe. Dieß ist eben so gewiß, als daß 2 mal 2 vier ist, und weit gewisser als der Satz: daß Raum und Zeit weiter nichts als Formen der Sinn-

lichkeit seyn. Die Sinne täuschen uns nicht, in so fern wir richtig sehen und hören; sie täuschen uns, wenn entweder die Sinne schadhaft sind, oder wenn wir nicht genug aufmerken. Eine richtige Beobachtung, mit Verstand gemacht, täuscht so wenig, als ein richtiger Schluß, der durch den Verstand geschieht. Aber der Schluß trügt, wenn er entweder unrichtig und ein Trugschluß ist, oder wenn wir unter einer Illusion Wahrheit unrichtig subsumiren. Die Erfahrung ist nie ohne Verstand und Vernunft, sonst wäre sie bloß dunkle Empfindung oder taubes Hinbrüten, nicht aber Erfahrung. Wenn man also die Natur der menschlichen Seelenkräfte, worunter die Vernunft die vornehmste ist, erforschen will, so thut man Unrecht, die Erfahrung ganz absondern zu wollen. Denn eine Vernunft, die nie auf Sinnen-Eindrücke angewendet worden, ist gar keine Vernunft. Wir kennen die Kräfte unsers denkenden Wesens kaum anders, als durch die Anwendung, welche sie auf die sinnlichen Eindrücke haben. Beide gehen beständig zusammen, wie die beiden Beine, welche die Natur gegeben hat.

3. Dr. Goldsmith arbeitete an einer Wochenschrift: The gentleman Journal, mit Dr. Kenrik. Einer verließ sich auf den andern, und daher mußte sie nach sechs Monaten aufhören. Jemand wunderte sich darüber. Ey! sagte Goldsmith, das ist ein ganz gewöhnlicher Fall; sie starb an zu viel Doctoren.

Als Goldsmith im Frühling 1770 sein Gedicht: The deserted village, herausgab, schickte ihm der

Buchhändler eine Note von 100 Pf. Davon schickte G. ihm einen Theil zurück, und schrieb: Es wäre zu viel; er habe ausgerechnet, es mache für jedes Couplet 5 Schilling, und die könne kein Buchhändler geben. Indessen sendete ihm der Verleger Griffin dennoch nachher den Rest der 100 Pf., indem der schnelle und starke Absatz ihn dazu in Stand gesetzt hatte. — Wer kann bey uns für ein solches einzelne Gedicht Ein Pf. geben, geschweige hundert?

4. Vor etwa zwölf bis sechzehn Jahren hatte man die Idee: Weil die Imagination an dem Dichter das vortrefflichste ist, daß ein Gedicht, welches lauter Imagination wäre, am allervortrefflichsten seyn würde. Zachariä wollte seine Schöpfung der Hölle aus lauter Imagination machen. Man merkte aber sehr bald, daß die menschliche Imagination überaus dürftig ist, wenn sie nicht von Gegenständen der wirklichen Natur ausgeht, die wir aus Erfahrung kennen.

Jetzt soll alles, Genie, Neuheit, Verachtung der Regel, Original seyn. Vielleicht ist es aber gefährlich für den Dichter, allzusehr original zu seyn, wenn alles allzu unbekannt ist.

Vielleicht findet man, daß gewisse Regeln, ja sogar gewisse willkührlich angenommene Convenienzen, auch ihren Nutzen haben. Zu Ersteigung eines hohen Berges ist ein gebahnter Weg und ein Stab sehr nützlich; obgleich derjenige nie einen hohen Berg ersteigen wird, welcher nur an einem Stabe gehen, oder nur auf einem gebahnten Wege fortkommen kann.

5. Es sind in Berlin wenige Leute, die eine vernünftig ausgewählte Religion haben, hingegen noch Dickköpfe und Schwärmer genug, die seufzen, und andere (z. B. Eberhard) verfolgen. Aus der Idee, daß die Geistlichen sich niemals compromittiren sollen, entsteht wohl, daß sie gewisse Dinge auch in äußeren Zeichen merken lassen; wie das vormalige Manteltragen der Berliner Prediger. Ich dächte, daß die Geistlichen (da man doch von der Idee des Priesterthums und des Amts der Schlüssel zurück kömmt) gekleidet gehen könnten, wie andre Leute. Dieß wäre nicht wider die Würde; denn auch in der Welt kleidet sich ein alter Mann ungezwungen anders als ein Jüngling, ein Staatsminister anders als ein Kammerjunker.

Selbst die Mönchskleidung war zur Zeit ihrer Institution die gewöhnliche Kleidung, und zu Luthers Zeiten gingen die Prediger in gewöhnlichen Kleidern. Es ist bekannt, daß schwarz die vornehme Farbe war, und daß Luther sie für sich allzuvornehm hielt.

6. Bey den ersten Verbesserungen zanken sich die Gelehrten allemal. Derjenige, der zuerst mit den gehörigen Hülfsmitteln und mit den gehörigen Gaben des Geistes zur Verbesserung einer lange vernachlässigten Sache kömmt, kann freilich sehr leicht große Fehler entdecken. Nun mißt er seine Entdeckungen nach der Größe des Fehlers. Das Maaß ist aber falsch. Es kann eine große Schande seyn, einen großen Fehler zu begehen, aber nicht allemal eine große Ehre, ihn zu entdecken.

Kommen

Kommen vollends zwey Gelehrte, die Concurrenten sind, auf einmal zur Verbesserung einer Wissenschaft, so ist der Zank desto bitterer.

So ging es bey Verbesserung des Religionsbegriffes, so bey der ersten Verbesserung der Philologie, so bey der ersten Verbesserung des Naturrechts durch Grotius und Puffendorf, so bey Verbesserung der alten Historie durch Schlözer, Gatterer und Thunmann. — Künftig werden sie wohl toleranter werden.

7. Der Bibliothekar Langer sagte mir: Professor Trapp könne nicht an das Carolinum kommen, weil er seine Meinung von der Gottheit Christi gedruckt geäußert habe. Der Herzog lasse ihm indessen 400 Rthlr. Pension zahlen.

Abt Henke erzählte mir 1793: als Teller nach Berlin berufen worden, habe der landschaftliche Secretair dem Herzoge öffentlich auf dem Landtage gedankt, daß er einen so bösen Mann aus dem Lande gebracht.

Als Henke den Probst Teller im Jahre 1790 wieder für Helmstädt so edelmüthig in Vorschlag brachte, ward ihm die Antwort: der Herzog dürfe es nicht wagen, sich ein Dementi zu geben.

8. Aus der Predigt eines Jesuiten, die ich zu Dresden am Michaelistage in der katholischen Hofkirche mit anhörte, blieben mir folgende Sätze so im Gedächtnisse, daß ich sie mit des Redners eigenen Worten wiederholen kann.

„Durch Eifer für die Ehre Gottes ist der heilige Michael zur höchsten Ehre in den Himmel gekommen, und wenn wir eben diesen Eifer beweisen, so können wir auch dahin gelangen.“

„Wer Beleidigungen Gottes hört, muß dadurch zu einem heiligen Rachfeuer angeflammt werden. — Wäre es anständig, wenn wir zu Beleidigungen Gottes, wie stumme Bestien schweigen wollten? Nein! Wer ein wahrer Held, ein wahrer Soldat Christi seyn will, der ziehe wider die Feinde der Religion zu Felde.“

„Wenn Ihr bey Beleidigungen Gottes Schmerzen empfindet, Eure Zunge gebraucht, sie zu widerlegen, Eure Hände aufhebet, sie zu hindern, so heiliget Ihr Eure Hände Gott.“

„Wenn Ihr Gottes Feinde mit Blute besprengt, so habt Ihr Eure Hände geheiliget.“

„Pinehas erwürgte die Midianiter als ein, Gott angenehmes, Opfer, und versöhnte dadurch das Volk mit Gott.“ —

9. Folgende Erzählung fiel mir am 22sten Nov. 1810 ein, da ich dem Gedanken nachhing, daß unser Zeitalter nicht so verdorben sey, als sich Brandes und Voigt einbilden.

Ein Einwohner der Südsee-Inseln, gewohnt, in seiner Kleidung der wohlthätigen Sonne frey zu stehen, und sich bloß von dem Marke des Palmbaums, von der Frucht des Brodbaums, und vom Safte der Kokusnuß zu nähren, kam nach Europa, und fand hier alles abscheulich: Kleidung, Luft und Nahrung. Bloß

das Wasser behagte ihm, weil es so klar und kalt wie in seinem Vaterlande und eben so durststillend war. Man sagte ihm von einem Getränke, Wein genannt. Er blieb aber dabey, es sey kein Getränk besser, als Wasser und Kokussaft. Zwar fände er die schöne, an der Sonne gereifte Traube, an sich erquickend genug, sehe aber nicht ein, warum man sie noch verändern und vermeintlich verbessern wolle. Man machte ihn endlich durch Erzählungen neugierig, zu erfahren, wie mit den vermeinten Verbesserungen der Trauben zu Werke gegangen werde. Er sah die Kelter, und entsetzte sich nicht wenig, als die schönen Trauben, welche so herrlich im Glanze der Sonne zu einem süßen Safte gereift waren, auf einen Haufen geworfen, in der Kelter zerpreßt und zerquetscht wurden. Er kostete den abgelaufenen Saft, und konnte sich nicht genug wundern, wie es möglich sey, ein von der Natur so vollkommen zubereitetes Erquickungsmittel so zu verderben. Sein europäischer Freund sagte ihm: der Rebensaft müsse nothwendig noch mehrere Verwandlungen erfahren, ehe der dadurch gesuchte Zweck ganz erreicht werden könne. Er wurde in den Keller geführt, wo in mehreren Fässern der Most gährte. Ein Küfer, der unbesorgt in den Keller gegangen war, lag hier auf dem Boden beinahe erstickt. Nur mit Mühe ward er in die freie Luft getragen, und zum Bewußtseyn und ins Leben zurückgebracht. Der Einwohner der Pelew-Inseln und sein europäischer Freund mußten selbst sich schnell entfernen. Von einigen zu fest ver-

stopften Fässern hatte der frische Most den Spund heraus getrieben, und die Gährung der Kellerluft ihre schädliche Eigenschaft mitgetheilt. Da seht Ihr, rief der Südamerikaner aus, wie ihr die Weintrauben und ihren Saft verderbt, ganz unwiederbringlich verderbt, so daß er schädlich wird, da er vorher heilsam war.

Man führte ihn in einen andern Keller, wo der Most schon einen höheren Grad der Gährung erreicht hatte, und ließ ihn diesen kosten Hm! rief er, das schmeckt leidlich! aber doch gar nicht so erquickend, so rein, wie es ehemals in den Trauben sich zeigte. Zwar wurde er belehrt, daß eben durch diese Gährung der Traubensaft von vielen unreinen Theilen befreiet, und so veredelt werde; allein dieß wollte er nicht glauben, und fand es sogar lächerlich. Man zeigte ihm die Hefen in einem Fasse. Sehet, sagte er, wie Ihr den Saft verderbt habt! Dieses abscheuliche Zeug war nicht in der Traube, durch Eure vermeinte Verbesserung habt Ihr es erst hineingebracht. Schüttet den Unflat weg! — Nicht doch! sprach der Küfer; vor zwey Jahren gerieth der Wein sehr schlecht, und durch die Hefen des jetzigen trefflichen Jahrs wird der damals gekelterte herbe Wein verbessert, so daß er einem edlen Weine näher kommen wird. — Welche thörigte Hoffnung! meinte der Insulaner; durch Unflat, den Eure lose Kunst in den Wein hinein gebracht hat, und der nun widrig und ekelhaft ist, eine Verbesserung bewirken zu wollen? — Und doch ist es so! antwortete der Europäer; und dieß ist in der Natur der Weintrau-

be eben so unumstößlich gegründet, als daß die Traube von Sonne und Luft gezeitiget wird. Es gehört freilich, außer Aufmerksamkeit und Wissenschaft, ein längerer Zeitraum dazu, als zur bloßen Erzeugung des Traubensafts. — Nun! Was könnte denn die Zeit, versetzte der Amerikaner verdrießlich, an gänzlich verdorbenem Safte durch Mischung mit einem widrigen Unflat verbessern? — Aber dennoch, antwortete sein Freund, ist dieß eben so in der Natur gegründet, als daß durch Sonne und Regen der Weinstock blüht und Trauben ansetzt.

Um seine Zweifel zu heben, gab man ihm von einem milden Weine zu kosten. Der Saft ist leidlich, sagte er, aber unschmackhaft in Vergleich mit der herrlichen Milch der Kokusnuß. Sein Freund erwiederte: Du fandest es unvernünftig, daß wir Hefen mit saurem Weine vermischen, weil du glaubtest, dieß sey ganz unnatürlich. Ist es aber nicht viel unvernünftiger, die so bald verderbende Milch der Kokusnuß in einem Clima haben zu wollen, wo der große Geist keine Kokusbäume will wachsen lassen? Die Kokusnuß verdirbt bald; die Traube würde in wenigen Monaten verfaulen oder vertrocknen; der daraus bereitete Wein aber dauert Jahre lang, und verbessert sich immer mehr auf dem Fasse. Sogar ein saurer Saft, den wir aus dem schlechteren Weine und einem Theile der Trester machen, dient uns dazu, manche Speisen lange zu erhalten, und Arzneyen zu verstärken. Was ist das, und wie nennt ihr es? fragte der Insulaner verwun-

dert. Wir nennen es Essig! war die Antwort. Man gab ihm davon zu kosten, er spie ihn aber mit Widerwillen aus, und konnte nicht begreifen, wie man von solchem häßlichen Zeuge noch einen Vorrath machen könne, denn er fand diesen Trank noch ärger verdorben als den Wein. — Mit nichten! rief sein Freund; der Essig ist eine sehr wohlthätige Erfindung. —

Indessen kam ein feuchter Winter heran. Der Fremde bekam ein gefährliches Nervenfieber. Er ward mit großer Sorgfalt gepflegt. Nachdem der heftigste Anfall der Krankheit vorüber war, ward ihm eine, mit gewürztem Essig versetzte Arzney gegeben. — O großer Geist! Was ist dieß für ein erquickender Trank! — Es ist Essig, sagte sein Freund, den du für einen verdorbenen Saft hieltest. Unmöglich! rief der Fremde. — Nicht nur möglich, erwiederte jener, sondern auch wahr.

Die Krankheit war nun vorüber. Der Amerikaner verließ das Krankenlager, aber in größter Schwachheit. Man gab ihm in kleinen Gläsern Hochheimer vom Jahre 1748. Unbegreiflich gestärkt, rief er aus: Welcher Göttertrank! — Es ist Wein! war die Antwort. Kokusmilch würde dich nicht so gestärkt haben, auch würde sie nicht Jahre lang haben dauren können, um jetzt neues Leben deinen Adern einzuflößen. Aber eben dieser Wein mußte in vielen Jahren aus so manchem Zustand in einen andern versetzt werden, um das zu seyn, was er nun ist, wenn er wohl gebraucht wird: Ein Wiederhersteller der Kraft des Kraftlosen.

10. Das große Gesetz der Natur ist Mannigfaltigkeit, in jeder Ansicht, unbeschreibliche Verschiedenheit der Anlagen, der Beziehungen der Kräfte. Jedes Ideal, selbst das herrlichste Ideal der Schönheit, ist nur einseitig.

11. Meine Idee von Moral der Neigungen (in Beziehung auf eine Stelle in Lessing's Briefen) hat J. J. Rousséau auch gehabt, aber nicht ausgeführt. Morale sensitive, ou le Materialisme du Sage. S. T. XXV. p. 24.

12. Im Freimüthigen, 1805. No. 45. S. 178. steht: Lessing habe seine Dramaturgie aufgegeben, weil Bode aus Mangel an Absatz kein Honorar weiter bezahlen konnte.

Als ob Lessing des Honorar's wegen gearbeitet hätte! — Lessing der jüngere sagt im Leben seines Bruders: Lessing sey Mitverleger der Dramaturgie gewesen. Beides ist falsch. Die Dramaturgie hörte auf, weil sie aufhörte. Das sogenannte akademische Theater war in größter Verwirrung, weil jeder befehlen und keiner gehorchen wollte, obgleich alle, treffliche Männer waren.

Bode war ein wackerer Mann, schickte sich aber gar nicht zu einem Geschäftsmanne, denn er liebte Bequemlichkeit und lustiges Leben. Also ging seine Druckerey und sein Verlagswesen den Krebsgang.

Lessing hatte sich auch von den damaligen hohen Aussichten Klopstock's und Bode's, etwas ergreifen lassen, wie ich in meinen Anmerkungen zu

Lessing's Correspondenz schon erwähnt habe, fand die Sachen aber nicht so, wie er glaubte, daß sie werden müßten, und so entschloß er sich, mit der Dramaturgie aufzuhören.

13. (Bey dem, nach dem Original copirten ersten Entwurfe von Lessing's Falk und Ernst, hat N. folgendes am Rande bemerkt:) Es erhellet aus diesem Entwurfe, noch mehr aber aus den einzelnen, noch vorgefundenen wenigen Zetteln, (so auch kopirt,) daß L. ins Innere der Freimaurerey gar nicht hinein sah, sondern nur durch das Wort Massoney auf eine Hypothese fiel, die ihn himmelweit von der Sache abbrachte, obgleich freilich sein Scharfsinn immer sichtbar ist. Aber gerade dieser Scharfsinn war hier am unglücklichsten angebracht. Die unbekannten Obern der Freimaurerey haben sie gerade so eingerichtet, daß jeder darüber falsch urtheilen soll, unterdessen sie ihr rechtes Spiel treiben.

14. Zollikofer war indulgent und billig, selbst gegen Lavater, dessen verwirrte Begriffe vom Christenthum nicht seinen Beyfall hatten; er war es sogar gegen Leute, welche sich von der Wirklichkeit einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen können, aber mit redlichen Herzen die Wahrheiten annehmen, und nach ihnen leben wollten, welche aus der natürlichen Religion fließen.

Jetzt scheint der Ton zu seyn, die Vernunft-Religion zu stürzen, um das Christenthum aufzubauen. Zollikofer dachte anders. Er suchte die Vernunft-

Religion recht fest zu gründen, und bauete sein Christenthum darauf.

Ein Grund ist nicht das Haus; aber das Haus kann ohne Grund nicht stehen. Im Grunde wohnt man nicht. Will aber jemand in Kellerstuben wohnen, dem will ich's nicht hindern; mag er sie sich so gut bauen als er will und kann. So dachte Zollikofer.

15. Georg Forster gehörte zu den Leuten, die ich genau gekannt habe. Er war einer der trefflichsten Menschen, aber leicht irre zu leiten. Zuerst ward er in Cassel, durch seine Neigung zu geheimen Wissenschaften, verleitet, ein eifriger Rosenkreuzer zu werden. Davon aber kam er zurück, noch ehe er Cassel verließ, oder doch bald darauf. Dieß bemerkte ich aus seinen Gesprächen, als er in Berlin war, um nach Wilna zu gehen. Aber damals hatte er die zweite Uebereilung begangen, sich in ein Frauenzimmer zu verlieben, das sich für ihn nicht schickte, und dessen Gesellschaft ihn nicht glücklich machen konnte. Dieß vermuthete ich schon, als er nach Wilna hinging, und sah es deutlich, als er von da zurück kam. Diese Frau trug sehr viel dazu bey, sein Betragen in Mainz zu regieren, wodurch er nachher unglücklich ward.

Seine weichliche Empfindung war der Grundpfeiler seines ganzen Characters, des liebenswürdigen und des tadelhaften daran. Aber wie edel, wie empfindungsvoll war der Mann! Weder sehr scharfsinnig, noch ausgezeichnet scharfsichtig; doch mit seiner lebhaften Empfindung faßte er alles. Sein Aufenthalt in

England, seine Muße auf dem Schiffe, (während dessen er den Virgil und Shakespear viermal durchlas,) trugen viel zur Bildung seines Characters bey. Er lebte in der Imagination; das war auch bey seinem lebhaften Geiste und frühen Kummer sehr natürlich.

16. Garve hatte Zeit seines Lebens Muße; und er verlangte sie auch als Nothwendigkeit. Er sagt in seiner Abhandlung über die Muße: (Deutsche Monatschrift Febr. 1792. S. 94.) „Es kömmt auf die Stärke des freyen Geistes an, ob eine gewisse Lage Muße gewähren soll." Wenn das wäre, so würde sein Geist schwach gewesen seyn; denn er ward ängstlich und peevish, sobald er etwas thun sollte, was er nicht thun wollte.

17. Musäus war sich alles selbst. Niemand that etwas für ihn. Selbst die schönen Geister in Weimar sahen über ihn weg. Herder, der als General-Superintendent über die Schulen gesetzt war, hätte vielleicht etwas für ihn thun können. Wahr ist es indessen, er hielt ihm eine schöne Leichenrede.

18. Wenn man sich Weishaupt's Idee als ganz isolirt denkt, so macht man sich unrichtige Begriffe davon. Um die Idee, eine Illuminaten-Gesellschaft zu errichten, zu verstehen, muß man wissen, welches arge Getreibe seit 30 Jahren in Deutschland mit geheimen Gesellschaften vorgegangen ist. Dieß hatte viele Hundert Menschen auf mancherley Weise interessirt, und hin und her geworfen. Viele hatten große Hoff-

nungen gehabt, und waren betrogen worden. Es kam immer wieder ein neues Hirngespinnst auf. Ein neuer Abgesandter der unbekannten Obern erschien bald hier, bald dort. Die oft betrogene Aufmerksamkeit der demüthigen Neugier ward abermals betrogen. Streit und allerley Collisionen entstanden. Die Scenen wurden so mannigfach, daß vernünftige Leute, die wie ein Ball so oft waren herum geworfen worden, endlich, nachdem sie auf Kosten ihrer Zeit und ihres Beutels, Erfahrungen in verschiedenen geheimen Gesellschaften und Systemen erworben hatten, sich überzeugten, daß in keiner einzigen etwas reelles, sondern immer ein etwas verändertes Hirngespinnst da war. Sie kamen daher natürlich auf den Gedanken: Wer es denn sey, der dieses Hirngespinnst aufstelle? Hierauf leitete sie selbst der so laut und öffentlich verbreitete Begriff von unbekannten Obern. Wer waren, wer sind diese?

Man kam also auf den Gedanken, daß Niemand als die Jesuiten diese unbekannten Obern wären. Hierzu fand sich eine ungemeine Menge Gründe, und viele vorgefallene Geschichten, in Anspielungen. Besonders leuchtete der blinde Gehorsam als Grund sehr ein, der in allen geheimen Gesellschaften die erste Regel war.

Ferner, die beständige Uebereinstimmung der letztern, ohngeachtet der veränderten äußerlichen Formen. Nebst andern Gründen, die ich nicht anführen kann und darf.

Hieraus entstand nun bey vielen Gutmüthigen, die die vertrauten Gesellschaften, die in der That so viel reizendes haben, liebten, das Verlangen, die Jesuiten heraus zu treiben, und jene Gesellschaften dadurch zu verbessern. Wie wenig kannte man die Macht und die List dieses Ordens!

Jetzt kam es darauf an, was der Gegenstand von solchen Gesellschaften seyn solle, wenn die vorgespielten Geheimnisse wegfielen. Welche gut gemeinte Grillen à la St. Pierre jetzt entstanden, will ich unerwähnt lassen, viele werden dieß wissen, oder sich dessen erinnern.

Eine derselben war die Gesellschaft der Illuminaten, und weil diese allein zu einer Consistenz kam, die dem Jesuitenorden, und vielleicht, ein wenig weiter getrieben, der Hierarchie und Priestergewalt überhaupt drohete, so richteten auch die Jesuiten ihre Verfolgung ernstlich wider diese. Wie leicht mußte es dieser schlauen, mächtigen, consequenten Gesellschaft werden, eine Gesellschaft wohldenkender, aber zum Theil nicht weltkluger, zum Theil unbesonnener, leidenschaftlicher Menschen auseinander zu treiben, die W's. Hand gesammlet hatte.

Der Illuminatismus legte dem Jesuitismus die Axt an die Wurzel: denn die Idee war, die Mittel der Jesuiten wider sie und zum Guten zu gebrauchen, die sie zu ihrer so festen Zusammenhaltung und zum Bösen gebrauchten.

Ich hielt dieß gleich Anfangs für unmöglich, denn

man kann durch die Mittel der Jesuiten leicht Böses, aber nichts Gutes stiften.

Das sicherste war, sich nur an junge Leute zu machen. Das war den Jesuiten das wesentlichste. Weishaupt, als Professor, hatte Mittel dazu in Händen. Und gegen den Jesuitismus war es auch nützlich, jungen Leuten, die sonst im siebenten Jahre beichten und bigot seyn mußten, gute Bücher in die Hände zu geben; die Protestanten bedurften es nicht.

19. Das menschliche Leben ist wie eine Stickerey. Die mannigfaltigen Farben und Figuren, welche die Einbildungskraft, Neigungen und Leidenschaften hinstreuen, sind eines jeden eigenem Willen überlassen; aber der Grund, worauf die Phantasie und Neigung sich ausbreiten, muß fest von Vernunft und Moral zusammen gewebt seyn. Die schönste Stickerey auf Spinnewebe dauert nur kurze Zeit, und wird von ihrer eigenen Stärke zerstört, die den losen Grund noch loser macht.

20. Menschen, zumal originale Menschen, kann man nicht kennen lernen, wenn man nicht ihre Vorurtheile erfährt, und besonders, wie die Vorurtheile, von denen sie ausgehen, die Quelle ihrer sonst unerklärlichen Meinungen und Handlungen werden.

Diese Menschenkenntniß hat überhaupt, wenn man auch den Nutzen nicht in Anschlag bringen will, sehr viel angenehmes und unterhaltendes für den Beobachter. Mir aber war sie seit langer Zeit um so unterhaltender, da ich immer Neigung zu Werken der Dar-

stellung gehabt habe. Ich habe viele Plane zu Comödien und Romanen gemacht, wobey das Vergnügen des Entstehens und Erfindens alles ist, was ich davon hatte; denn meine Lage, die mir so wenig erlaubte, das zu thun, was ich am liebsten wünschte, hat mir nicht verstattet, außer ein Paar schwachen, ganz zufällig entstandenen Versuchen, etwas in dieser Art zu leisten. Indessen bin ich deshalb nicht weniger aufmerksam auf Charactere gewesen, deren Darstellung merkliche Wirkung thun müßten. Ein solcher Character war der selige Hymmen in so manchem Betrachte; anziehend, weil er bey hervorstechenden Zügen, eine schuldlose Naivetät hatte, und seine kleine Verirrungen keine andre Empfindung, als bloß ein Lächeln erregen konnten. Hr. Stark würde schon kein Character für einen Roman oder eine Comödie seyn; so viel Magerkeit des Characters, mit so viel plattem Zorne und ohnmächtiger Wuth, thut weder im wirklichen Leben, noch in einem Kunstwerke Wirkung; nicht einmal ein Staupius. Der sel. Hymmen hingegen hatte bey manchen Vorzügen so auffallende Sonderbarkeiten, und bey seinen kleinen Schwächen, besonders seiner Heftigkeit, so viel Gutmüthiges, so viel schuldlos Unbefangenes, und diese dem Anscheine nach disparate Eigenschaften waren auf eine so ganz eigene Art in ihm kontrastirt, daß die Natur in ihm ausdrücklich vorgearbeitet zu haben schien, um die Darstellung durch die Kunst leicht zu machen.

Ich bin mehr als einmal auf den Gedanken ge-

kommen, von diesem sonderbaren Manne die Hauptzüge zu einer Comödie oder zu einem Roman herzunehmen. Nichts thut, in Handlung gesetzt, gefälligere komische Wirkung, als ein gutmüthiger Mann, der durch auffallende, aber schuldlose Schwachheiten, in seltsame Verlegenheiten kömmt. Ich trauete mir zu, einen solchen Character, bey allen seinen Schwachheiten, dennoch von einer sehr liebenswürdigen Seite vorzustellen.

H. war ein einsichtsvoller und gelehrter Jurist, ein tüchtiger Geschäftsmann, dawider war gar nichts einzuwenden. Jeder, der ihn von dieser Seite würdigen konnte, schätzte ihn deshalb hoch. Aber er hatte noch einige andre Eigenschaften, und einige Neigungen, die von sonderbarer, disparater Natur waren, und, da sie mehr oder weniger verunglückten, dem rechtschaffenen Manne einen Anstrich von Sonderbarkeit gaben, so, daß ihm kaum jemand, der einige Anlage zu heiterer Laune hatte, ohne Lächeln betrachten konnte.

Dieser ernsthafte Rechtsgelehrte war ein großer Liebhaber vom Tanzen, wozu ihm die Natur die äußerlichen Gaben versagt hatte; aber dennoch mochte er gern Kontretänze anführen, ja er machte selbst welche, und hat sogar einige drucken lassen. Wenn man sein Tanzen lobte, schmeichelte man ihm mehr, als durch Lob über eine Relation oder ein Urtheil. Dabey war er ein Liebhaber der Musik, spielte die Violine und das Klavier nicht übel, komponirte auch zuweilen, aber

freilich als Dilettante. Dieser Mann war zugleich der größte Liebhaber von Geheimnissen. Alle Magie, Gespenster u. s. w. waren für ihn ein herrliches Fest; aber er citirte nicht Geister, denn er fürchtete sich. Er liebte alle hübsche Frauenzimmer, und wenn besonders ein solches seine Verse anhören wollte, so war er ganz glücklich. In der That fühlte er beständig eine Begierde glücklich zu seyn, und das war er bey einem Beschwörungsbuche, wie bey einem hübschen Gesichte; in beiden Fällen war sein Vergnügen schuldlos.

21. Geschmack und Nachdenken können allein den Geist bilden. Der Geschmack dient, das Schöne schnell zu empfinden. Nachdenken lehrt, Wahrheit stufenweise entwickeln. Wer eine dieser Eigenschaften einzeln besitzt, verdient schon Achtung; wer beyde vereint, ist auf dem Wege zur Vollkommenheit, wofern er nicht zu bald abläßt. Die Wahrheiten hängen in unzertrennlicher Kette zusammen, daher muß uns Nachdenken auf die Erkenntniß des Guten bringen, und alsdann hat uns stufenweise Erkenntniß zur schnellen Empfindung gebracht, wie innig das Schöne mit dem Guten verbunden ist.

22. Wir Deutsche sind Buchmenschen; eine schreibende Nation. Alle Empfindungen gehen für uns verloren, oder werden nur mangelhaft ausgedrückt, die nicht können gelesen werden. Wir haben noch nicht einmal eine gesprochene Sprache; erzählen können wir gar fein, aber mit der Darstellung hält es schwer.

Ist hin und wieder noch ein Geist, der sich über seine Nation und sein Zeitalter erhebt: so findet er so wenige, die ihm nachempfinden können! Er findet nichts als Leser, die ihn nach Maaß und Gewicht abmessen und abwägen; noch glücklich genug ist er, wenn er die findet. Mancher findet auch die nicht einmal.

Unsre jungen Leute und Mädchen sprechen wie Bücher; aber in diesen Büchern können wir noch nicht kunstlos wie gute Erzähler sprechen. Wir kennen den hohen Schwung der Einbildungskraft, der aus der Empfindung der kunstlosen Natur kommt, so wenig, und im Gegentheil eben so wenig die Künstlerconversations-Sprache.

Weder unsre Wissenschaft, noch unsre Literatur, noch unsre Poesie entspricht unsrer Welt. In letzterer leben wir in der griechischen und in der Ritterwelt, und vermischen oft beide auf eine komische Art. In unsrer Philosophie, in unsrer Erziehungskunst, sprechen wir meistens für die Studierstuben, selten für die Welt.

Ein Unglück für unsre Literatur ist, daß viele unsrer trefflichsten Köpfe nicht an ihre Leser denken; daher unsre Bücher oft seltsam mit denen contrastiren, für die sie doch eigentlich bestimmt sind. Dahin gehört die falsche Originalität, die Laune voll Dunkelheit einiger herrlichen Köpfe, z. B. des Verf. der Kreuz- und Queerzüge. Dieses sonst schätzbare Buch kann kein Mensch durchlesen, der seine Zeit liebt.

Ich will alle Tage schreiben, wie Hamann; aber wie Xenophon zu schreiben, kostet Mühe, selbst bey Klarheit des Geistes.

Sehr viel zu dieser seltsamen Beschaffenheit unsrer Literatur trägt freilich der Umstand bey, daß unsre besten Köpfe isolirt sind, oder sich freiwillig selbst isoliren wollen. Wie viele leben denn in der Welt, für die sie schreiben?

Daher das absprechende Wesen — die Sucht zu Paradoxen — die Dunkelheit, indem der Schriftsteller von Grillen, Combinationen und Gedanken ausgeht, die allenfalls nur in seinem kleinen Zirkel verständlich sind. Hamann machte es hierin am ärgsten. Er hat mehr als einen guten Schriftsteller verdorben.

Und unsre Philosophen? — Was wäre Kant geworden, wenn er wie Hume hätte schreiben können! Und er würde so geschrieben haben, wenn er, wie Hume, hätte Menschen kennen lernen, statt daß er bloß Studierstube und Katheder kannte.

22. Was man auch gegen die kritischen Journale einwenden mag: Kritik ist überall, zumal in Deutschland, nöthig. Sie ist die einzige gelehrte Communication, die einzige Art, wie der Verf. die Meinung der Leser erfahren kann. Bey der Entfernung deutscher Städte erführe man nichts von Meinungen über deutsche Schriften, wenn nicht Journale wären.

Und der Ton der Journale, die ich 1755 fand, und wie sie jetzt im Jahre 1795 sind! — Immer langweilig, complimentirend und seicht. Mittelmäßige, und viel-

leicht gute Autoren, wurden in ihrer Selbstgenügsamkeit bestärkt.

23. Daß die Gelehrten so weit umher zerstreut sind, und daß sie sich nur schriftlich unterhalten, daher entstehen viele der überhäuften Fehden, und die unerhörten Mißverständnisse dabey. Der größte Theil sitzt in kleinen Städten oder auf Universitäten, (daher der den Ausländern so auffallende Lehrton,) hat nur einseitige Ideen, und die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil sie die Paar Leute, die um ihn sind, ausschließend billigen. Er kann also gar nicht begreifen, daß jemand anders denke. Hat nun vollends sein Gegner ein andres Lieblingssystem zu vertheidigen, so verstehen sie sich noch weniger.

Lebten diese Männer in einer großen Stadt zusammen, wo sie mehrerley Ideen bekämen, und öftern Widerspruch erführen, so würden sie weniger entscheidend seyn, und leichter andre Ideen auffassen können.

24. Es ist eine Bemerkung, die nicht bloß jeder gemacht hat, der sich einige Zeit in England aufgehalten hat, sondern jeder machen wird, der mit der englischen Literatur bekannt ist, daß die Engländer mehr ihre älteren, von der Nation einmal für gut anerkannten, Autoren studieren. Characteristisch ist es, daß dagegen die Deutschen immer nur am Neuen Geschmack finden. Der Engländer scheint mehr für sich selbst, und zu seiner eigenen Bildung zu lesen; der Deutsche mehr für andre, um in Gesellschaften ein Wort mitsprechen zu können.

25. Die Uebersetzungen von Shakespear's Werken sind ohnstreitig ein großer Zuwachs für die deutsche Literatur, und ein neuer Beweis der Geschmeidigkeit unsrer Sprache, sich allen Begriffen anzuschmiegen.

Aber zu leugnen ist es auch nicht, daß der deutsche Shakespear viel zu der Excentricität deutscher Schriftsteller, sonderlich der dramatischen, beygetragen hat; diese ist aber nichts weniger als genialisch.

Lessing war Anfangs selbst der Meinung, Shakespear müsse nicht übersetzt, sondern blos studiert werden. Aber nach seiner gewöhnlichen Art, auf die Seite der Schwächeren zu treten, nahm er sich der Uebersetzungen an, als sie da waren. Er wollte überdieß die Härte, die er in den Literaturbriefen gegen Wieland gezeigt hatte, wieder gut machen.

26. Ein alter Hauptmann vertheidigte bey der Gräfin S***. die komischen Opern, weil sie zur Cultur unsrer vornehmen, aber schlechten Gesellschaft, gerade recht wären.

In der That: Wäre Gellert ein Genie der ersten Ordnung gewesen, so hätte er bey der Nation nicht Eingang gefunden.

Ist's nicht schon viel, dem Pfänderspiele und dem Verläumden zu wehren, und das Singen einzuführen? Dieß würde weder die Bardenpoesie, von Gluck componirt, noch die große Oper thun.

Freilich sollten gute Köpfe die Gelegenheit ergreifen, Sittenlehre und feine Denkungsart zu verbreiten. Aber eben da liegt der Fehler.

27. Das lange Kapitel der Frau v. Stael sur la litterature allemande, ist voller kindischer Mißgriffe, doch finden sich darin einige leidliche Bemerkungen. Es würde interessant seyn, wie ein Frauenzimmer aus der bonne societé de Paris, die deutsche Literatur ansehe; dieß wäre für Deutsche eine ganz neue Ansicht, wenn sie die deutsche Literatur wirklich kennte. Aber Fr. v. St. hat kaum flüchtig einige Kenntniß aus Uebersetzungen von wenigen bekannten Autoren sich erworben.

28. Das Theater ist ein Werk des Luxus*). Die Comödie kann sonderlich nicht anders zur Vollkommenheit kommen, als in einer volkreichen Stadt, in welcher es viele Müßiggänger, und viele Menschen giebt, die nicht wissen, wie sie ihren Abend hinbringen sollen. Diejenigen, die die Erde bebauen, beschreiben sie nicht. Aus Mangel einer Hauptstadt (in dem Sinne, wie es London und Paris ist) kann unsre Comödie niemals vollkommen werden. Italien ist hierin mit uns fast in gleichen Umständen; aber weil es kleiner ist, und also die Provinzen mehrere Communication haben, so können sich die Italiener eher helfen. Viele Römer haben gewiß Neapel und Venedig, oder Florenz gesehen; aber wie viele Wiener sind nach Berlin und Dresden, oder umgekehrt, gekommen? — Noch mehr: die Italiener haben den glücklichen

*) Diese Ideen über das deutsche Theater sind, nach der Ueberschrift des Pakets worin ich sie fand, zwischen den Jahren 1755 und 1760 geschrieben. A. d. H.

Einfall gehabt, die Sprache und Laune der vornehmsten Provinzen Italiens den vier Zani zu geben, die sie in ihren Schauspielen gar nicht entbehren können. Bey ihnen kann keine Comödie in bloßem reinen Toskanischen gespielt werden; alle unsre Lustspiele hingegen sind hochdeutsch, und öfters wohl noch dazu philosophisches Bücherhochdeutsch. Wollen wir mit unsern Provinciallauten etwas ähnliches wagen, so wird's schwer angehen; wer kennt z. E. in Dresden die Pommersche oder Wiener Sprache?

Die Deutschen können nur selten nach ihren Comödien beurtheilt werden, weil wir unsern eigenthümlichen deutschen Sitten in der Comödie fast immer ausgeartete französische Charactere unterschieben, die denen mehrentheils ähnlich sehen, die wir aus Büchern und französischen Comödien kennen gelernt haben. Der einzige Zug des deutschen Characters also, den man in der Comödie erkennt, ist, daß wir sehr unbedachtsame Nachahmer sind.

Es ist ein Unglück, daß unsre deutsche Schaubühnen selten oder nie unter verständiger Aufsicht stehen, folglich die Schauspieler nicht dahin gebracht werden können, schlechte Stücke und Uebersetzungen abzuschaffen. Gute dramatische Schriftsteller können erst im mittlern Lebensalter zur völligen Reife kommen. In diesem Alter aber haben sie in Deutschland selten Muße; sie bekleiden gewöhnlich Aemter, in denen es sich, nach dem einmal angenommenen Vorurtheile, nicht thun läßt, für das Theater zu arbeiten. Also

bekommen wir fast nichts als Versuche unreifer Jünglinge.

In England und in Frankreich denkt sich der Autor zugleich die Zuschauer, für die er schreibt, und so sorgt er auch dafür, daß sein Stück ihnen gefallen möge. Aber in Deutschland kann der Verf. nie daran denken; seine Stücke sollen an gar zu verschiedenen Orten aufgeführt werden, daher er denn oft gar nicht an die Zuschauer denkt, sondern nur schreibt, als wenn er ein Buch schriebe.

29. In einem Reiche, wo eine Hauptstadt ist, wird einem Dichter gleichsam ein allgemeiner Stempel aufgedrückt, wodurch er überall für gut erkannt wird. In Deutschland hat jede Provinz ihren Nebenpoeten, den sie für gut und berühmt hält.

30. Die Deutschen sprechen und schreiben im gemeinen Leben nicht so rein, als andre Völker. Wir haben die alten Schriftsteller, die gut geschrieben haben, sehr wenig zu Rath gezogen, hingegen wohl ältere Schriftsteller, wie Kaisersberger, alte Chroniken u. dergl., die uns aufs höchste zu Etymologien verhelfen könnten. Gottsched hat die Sprache bestimmen wollen, und er kannte die besten Schriftsteller der Nation nicht, hielt hingegen Stümper für Meister.

31. Uns Deutschen geht es wie den Engländern zu Shakespear's Zeiten. Wir haben in allen Theilen der schönen Wissenschaften Männer von den größten Talenten, aber der Geschmack der Nation ist im Ganzen noch nicht genug gebildet; also ist der Rest

der Schriftsteller unleidlich. Shakespear und Bacon leben ewig; aber wer wird den damaligen Zustand der englischen Nation mit dem Zustande derselben zu Addison's Zeiten, wo vielleicht nicht so ausbündige Genies aufstanden, vergleichen? Die Franzosen haben beides zu gleicher Zeit gehabt: ihre größten Genies, und ihren besten Geschmack.

32. Eine verblühte Rose sprach: Sind die Menschen nicht thörigt, daß sie zu meiner Nachbarin der Nelke gehen, weil sie blühet? Als ich noch blühete, kamen sie auch zu mir. Jetzt, da ich meine reife Frucht trage, sieht mich Niemand an! Ist das nicht unbillig? Nein! sagte der Herr des Gartens; denn wir suchen bey den Blumen nicht die Frucht. — Laßt euch dieß gesagt seyn, vierzigjährige Damen!

33. Der Begriff und das Wort Natur ist ein wahrer Scherwenzel. Smith sagt in einem ältern Aufsatze; „Little else is requisite to carro a state to the highest degree of opulence, but peace, easy taxes and a tolerable administration of justice; all the rest being brougt about *by the natural course of things.*" *) — Schweden hatte langen Frieden, mäßige Taxen, Gerechtigkeit, und ward desfalls dennoch nicht reich. — Und denn gehören Krieg, Erdbeben und der Neid

*) Um einen Staat auf den höchsten Grad des Wohlstandes zu heben, ist wenig mehr erforderlich, als Friede, leidliche Abgaben und eine erträgliche Gerechtigkeitspflege; alles übrige wird durch den natürlichen Lauf der Dinge von selbst herbeygeführt.

mächtiger Nachbaren nicht auch zu dem natürlichen Laufe der Dinge?

Die Leute, die ans Physiokratische gränzen, sind oft sehr geneigt, den Ordre naturel des choses nur in einer Maschine sich zu denken, wobey die Friction nicht berechnet ist, und die Frictionen aller Art für übernatürlich zu halten. Und doch gerade die Friction ist in der Natur, nicht in der Speculation.

34. Cicero sagt von Catilina: Citus modo, modo tardus incessus. — Eben dieses erzählt jemand von Swift, den er genau gekannt hat, setzt aber sehr richtig hinzu, daß dieß nicht gleiche Ursachen haben könne. (European Magazine, Sept. 1790. p. 184.)

An dem Professor Eberhard habe ich dieß auch oft bemerkt, besonders mehr noch als er in Berlin war, denn in Halle.

Diese drey Männer, von ganz unterschiedenem Character, hatten im Gange etwas ähnliches. Aber wenn es möglich wäre, alle drey zugleich zu sehen, so würde sich gewiß finden, daß die Bemerkung nur allzu allgemein ausgedrückt ist, und daß jeder von diesen dreyen einen ganz verschiedenen Gang hatte.

35. Durch Bildhauerey lernen wir die Menschen kennen nach ihren Verhältnissen und Ausdrücken, die ihnen Form giebt.

Durch die Malerey erwerben wir die Kenntnisse der Menschen aller Art, welche Form und Farbe an die Hand geben.

Beides ist aber Vorstellungsart. Die Sta-

tuen müssen, den Bedürfnissen der Kunst gemäß, nichts haben, was außer der Form ist; daraus entspringt ein Ideal der Schönheit.

Die Malerey darf nichts haben, was außer dem Bedürfniß des Augenblicks ist, den ihre Vorstellung uns gewährt. Sie muß hingegen haben, was nur die Fläche hervorbringt. Daher Farbe und Beleuchtung. Außer dem Ideal der Schönheit, welches sie mit der Bildhauerey gemein hat, gebührt ihr noch ein Ideal des Clairobscurs der Farben, der Beleuchtung, kurz der Darstellung auf einer Fläche.

Die Physiognomik nimmt den Menschen ohne Vorstellung, ohne Darstellung, ohne Bedürfniß der Kunst, so wie er selbst ist, so wie er sich bewegt, (denn selbst beym Stillstehen ist ja in der Natur immer Bewegung.) Sollte nun die Form, die wir nur durch Malerey oder Bildhauerey erkennen, in der Natur unerkennbar seyn? Nur müssen wir in der Natur nicht das Ideal, weder der Schönheit, noch des Verhältnisses der Farben und des Lichts suchen, welches das Bedürfniß der Kunst ist. Auch Schönheit und Verhältniß sehen wir durch die Physiognomik; aber nicht als Ideal, sondern in der unbeschreiblichsten Mannigfaltigkeit. Haben wir menschliche Form bloß durch Kunst kennen lernen, so müssen wir in der Physiognomik das Ideal nothwendig vergessen, sonst können wir nicht Menschen individualisiren, welches eigentlich der Zweck der Physiognomik ist. Hätte Chodowieki bloß nach Antiken gezeichnet, so würde er

nicht der individuelle Seelenmahler geworden seyn. Aber Studium nach den Antiken giebt die feste Hand, und Meil, der von der Antike aus ins gemeine Leben ging, ist in Bildern des wirklichen Lebens zwar sicherer und fester, aber nicht so mannigfaltig als Chodowiecki.

Die physiognomischen Kenntnisse menschlicher Formen sind wahrer und mannigfaltiger, als die Kenntnisse durch Bildhauerey und Malerey, welche den Menschen nur kennen lehren, in wie fern er schön, und für den Augenblick darstellungsfähig ist.

Aber die große Schwierigkeit, wenn man physiognomische Kenntnisse mittheilen will, ist, daß ohne Darstellung keine Mittheilung möglich ist. — Was man also in der wirklichen Welt zeigen kann, (und das ist für Anfänger schwer, da es vorübergehend ist, und ohne Uebung nicht leicht kann gefaßt werden,) das muß durch Kunst dargestellt werden. Der Physiognom muß es fast dem Zufall überlassen, ob der Künstler seinen Sinn faßt, ob er mit seinem Blicke siehet, und dann, ob die Hand des Künstlers ganz genau die Form der Natur auf das Papier bringt. Dieß ist die große Schwierigkeit, physiognomische Kenntnisse ins Publicum zu verbreiten, da es bloß durch Bücher und Kupferstiche geschehen kann.

36. Bey der Erklärung einer Physiognomie muß ich 1. auf das Object, 2. auf mich selbst sehen. Wenn ich ein hervorspringendes Zeichen im Objecte bemerke, so ist das bezeichnete zwar wirklich im Objecte, es kann

aber in mir der Grund liegen, warum ich dieses Zeichen vorzüglich vor allen andern sehe. Ich muß also dabey nicht stehen bleiben, sondern nachforschen, ob nicht auch andre Zeichen vorhanden sind, die im Objecte wirklich vorzüglich da sind, nur mir a) nach meiner sinnlichen Fähigkeit, (z. B. wenn ich kurzsichtig bin,) oder b) nach meiner Mischung von Geisteskräften, (z. B. wenn ich jovialisch, oder cholerisch, oder enthusiastisch bin,) nicht so geschwind in die Augen fallen.

Hieraus erhellet, daß wegen der Unvollkommenheit des Physiognomisten, der schnelle Ausdruck schnelles Gefühls, nicht allemal hinlänglich ist. Er ist nur in dem Falle hinlänglich, wenn untersucht worden ist, daß kein Betrug der Sinne, oder andre Unvollkommenheit des Physiognomen ihn verfälscht.

Uebrigens ist ein hervorspringendes Zeichen allemal genug, einen Character merkwürdig zu machen. Von vielen Physiognomien kann man aus der Ursache nichts sagen, weil alle Zeichen beynahe in gleicher Deutlichkeit da sind.

Die Relation verschiedener Theile gegen einander ist ein wichtiges Stück der Physiognomie. Diese Relation, z. B. wenn die Nase schwach, der Hals stark ist, die Finger ungleich sind, bringt vielfältig das Hervorspringende hervor.

37. Die Gesichter, und auch die Körper überhaupt, werden abgetheilt in übereinstimmende und unübereinstimmende; jene sind von mancherley Art.

500 = 500 ist ganz gleich.

1 = 1 ist auch ganz gleich.

Aber welcher Unterschied in Absicht der einzelnen Unitäten die jeder hat.

5 à 7 ist ungleich.

50 à 70 ist in gleicher Proportion ungleich, aber beide sind in den Unitäten noch außerdem sehr ungleich.

5 à 7, 8 à 9, 30 à 35 sind noch weit mehr ungleich.

Diese Beyspiele würden die ganze Sache erschöpfen, wenn die verschiedenen Dinge, welche an einem Menschen zu beobachten vorkommen, bloß Unitäten eben derselben Qualität wären. Es sind aber Unitäten sehr verschiedener Qualität, die doch auf einander Einfluß haben. Z. B.

Stärke, Schwäche; Schönheit, Häßlichkeit; Scharfsinn, Stumpfsinn; Fähigkeit, Dummheit; Empfänglichkeit, Unempfänglichkeit; Geben, Nehmen; Weichheit, Härte; Ruhe, Beweglichkeit; u. s. w.

Jedes von diesen ist, für sich betrachtet, der Proportion unterworfen, aber gegen einander ist die Proportion jedes gegen jedes in Betrachtung zu ziehen.

Hieraus ergiebt sich der weite Umfang der Physiognomik, der beym ersten Anblick zu ergründen unmöglich scheint. Es ist auch unmöglich, sie zu ergrün-

den, aber nicht unmöglich, der Wahrheit der Proportionen und Relationen, worauf im Grunde alle unsre physiognomische Kenntniß beruht, näher zu kommen.

Die Schönheit in einem Körper hat an sich weiter keinen Vorzug, als das Uebereinstimmen vorzüglicherweise, aber zur Schönheit. Ein Mensch z. B., bey dem alle Theile zur Schönheit übereinstimmen, ist an sich kein vorzüglicherer Mensch, als der, an dem z. B. alle Theile zur Empfänglichkeit der Begriffe, oder zum Geben, oder zur Stärke übereinstimmen. Vielmehr gegen jene betrachtet, in so fern Schönheit an sich betrachtet und in jedesmaliger Beziehung, (z. B. ob das Object Mann oder Weib, jung oder alt sey) besser oder schlechter ist, als jene Eigenschaften, würde er auch besser oder schlechter seyn als jene Menschen.

Ein Mensch, bey dem alle Zeichen der Schönheit zusammen treffen, müßte ein Ideal, d. h. in Fleisch und Beinen ein Unding, und in Stein eine griechische Statue seyn.

Ein Mensch, in dem zu viel Zeichen der Schönheit, im Gegensatz gegen andre Eigenschaften, die er nothwendiger haben muß, wären, würde ein schlechterer Mensch seyn.

Die perpendikulare Stirn und Nase in weiblichen Figuren ist in Idealen höchste Schönheit. In der Natur findet sie sich fast gar nicht, und ist fast allemal ein widriges Zeichen. Die Schönheit kömmt mit höheren Eigenschaften in Collision.

Wer sich zu sehr mit Betrachtung der Schönheit beschäftiget, muß dieß auf irgend eine andre Art erkaufen. Er wird entweder weichlich, weibisch oder wollüstig, wie die Raphaele, Stosche, u. a. in ihrem Leben gezeigt haben.

Durch diese Bemerkungen wird das ganze unzulängliche Geschwätz Lavater's über die Schönheit, besonders auch gegen Winkelmann, auseinander gesetzt.

38. In allen menschlichen Körpern finden wir Bedürfniß, Befriedigung, Genuß, Sättigung, also Wollust. Wer wenig Befriedigung bedarf, hat auch weniger Sättigung, entbehrt aber Genuß. Wer wenig Bedürfniß und zu viel Sättigung hat, hat Ueberdruß. Wer viel Bedürfniß und wenig Sättigung hat, hat Mangel.

Anfüllung und Ausleerung erhält alle Körper. Zu viel Anfüllung hat den Fehler an Ausleerung. Wer zu mager ist, dem fehlt's an Anfüllung, oder er hat zu viel Ausleerung.

Proportion aller Bedürfnisse zu allen Befriedigungen, ist Gesundheit, Wohlbefinden.

39. Objective ist freilich in der Physiognomik alles gewiß, aber subjective muß man sehr behutsam seyn. Das Maaß unsrer Erkenntniß ist beschränkt, unsre Sinnen können uns trügen, unsre Leidenschaften, selbst unsre Theilnehmung, verdunkeln uns eine Zeitlang die Objecte. Wir müssen also damit anfangen, daß wir, wenn wir den Character eines Objects kennen,

nichts widersprechendes im Gesichte finden, und das widersprechende anmerken und untersuchen.

40. Zu einer deutlichen Vorstellung von dem Schönen in der Malerey bin ich auf eine sonderbare Art gekommen. Ich fand das Schöne in der Natur angenehm, aber die Vorstellung schien mir fade; die Augen waren mir noch nicht geöffnet, und Winkelmann's hohe Ideen in seinen Gedanken über die Bilder, waren mir unbegreiflich. Sie gefielen mir troz ihrer Dunkelheit, aber ich wußte sie in der Natur nicht anzuwenden.

Ich wohnte in Frisch's Garten, und sprach zuweilen mit dem alten Frisch darüber. Dieser war aber ein bloßes Kind der Natur, hatte sie bloß in Wäldern gesehen, und getreu aus bloßem Instinct abcopirt. Ich predigte ihm meine neuen Winkelmannschen Gedanken von der Schönheit, davon ich selbst nur eine ganz dunkle Idee hatte; er aber hatte gar keine, predigte die Natur so wie sie war. Ich hatte schon vorher mit ihm über Clairobscur disputirt, wovon er auch keinen rechten Begriff hatte, aber dessen Nothwendigkeit er eher einsah. Beym Nachdenken fing er an, aus den verschiedenen Lichtmassen, die er in Wäldern gesehen hatte, sich etwas davon zu abstrahiren, welches auch meine Idee davon immer deutlicher machte. Von Schönheit aber wollte er nichts wissen. Er glaubte, das verführe junge Leute, den Frauenzimmern nachzulaufen, welches er lächerlich fand, und mich dafür warnte. Ich fühlte indessen bey Betrach-

tung

tung des Schönen in der Natur etwas, welches ich noch nicht recht zu entwickeln wußte.

Einst zeichnete Frisch im siebenjährigen Kriege, aus Laune, einen Bürger, der von der Wache mit einem Stücke Holz nach Hause kam. (Ich besitze diese Zeichnung noch.) Ich lachte darüber, und sah nachher die Zeichnung oft ernsthaft an. Es war etwas darin, was treue Darstellung war, aber doch so sehr gemein und uninteressant. Ich hielt es gegen den Antinous. Nun fingen mir auch nach und nach an die Augen aufzugehen. Ich bekam die ersten Begriffe von Schönheit und Ideal. Ich las nun Winkelmann's Gedanken mit ganz andern Augen. Dieß gab auch die erste Gelegenheit, daß Moses Mendelssohn auf die schönen Künste Aufmerksamkeit zu wenden anfing.

39. Ein Armen-Directorium, oder vielmehr Armen-Commission, ist nichts, als ein Theil der Polizey, und muß unter derselben stehen. Beide zu trennen, scheint mir seltsam. Eine Armen-Commission muß nicht vorzüglich aus Geistlichen bestehen, so wenig, als sie a potiori Almosen geben muß. Ihre Pflicht ist, 1. die Armuth zu verhüten. 2. Zu diesem Behufe dem gemeinen Manne Arbeit zu verschaffen, damit er nie müßig gehe. Dieses kann noch den Nutzen haben, daß viele öffentliche Arbeiten, als: Reinigung der Gassen, Ausfüllung von Löchern rc. sehr wohlfeil verrichtet werden. Dieß ist aber nicht möglich, sobald nicht das Armenwesen ein Theil der Polizey ist. 3. Muß sie auch die Kranken in Spitälern versorgen. 4. Die ganz un-

vermögenden verpflegen. Zu diesen beiden letztern Gegenständen hat sie die menschenfreundliche Beihülfe der Geistlichen nöthig.

Was jetzt Armenwächter sind, sollten eigentlich Gassenwächter, oder Polizeywache seyn; ihre Unterofficiers wären dann die jetzigen Polizeydiener und Marktmeister; ihre Oberofficiers, die Polizey-Commissarien, deren Anzahl aber wohl zu vermehren seyn würde.

40. Moses Mendelssohn kam im Jahre 1742, als er 14 Jahr alt war, nach Berlin. Der hiesige Landrabbiner Fränkel, der ehemals Rabbiner in Dessau gewesen war, brachte ihn mit*). Moses ging bey demselben ein und aus, schrieb dessen Mspte. ab, und studirte den Talmud. Er ward mit Dr. Gumperz bekannt, und sprach mit ihm zuweilen von der Philosophie, die er im Maimonides studirt hatte. Ein Doctor der Medicin, Kisch, der zu Prag im Jesuiter-Collegio studirt hatte, rieth ihm zuerst, lateinisch zu lernen, weil er sonst in den Wissenschaften

*) Der Hr. Stadtrath Friedländer, dem ich diese Anecdote mittheilte, sagte mir, daß M. M. Hrn Fränkel vor seiner Abreise aus Dessau gebeten habe, ihn mit nach Berlin zu nehmen, welches dieser aber deshalb abgelehnt, weil der Knabe kränklich und verwachsen gewesen sey. M. M. sey indessen am Tage der Abreise ein Paar Meilen voraus gegangen, habe Hrn. F. am Wege erwartet, und seine Bitte so beweglich wiederholt, daß dieser ihn mitgenommen habe. A. d. H.

gar nicht fort könnte. Moses glaubte, daß diese Sprache viel Schwierigkeiten haben würde; aber Kisch versicherte, daß sie einem guten Kopfe leicht würde. Nun mußte Moses eine Zeit lang sparen, ehe er 20 Gr. aufbrachte, um eine alte Grammatik und Lexicon zu kaufen. Kisch gab ihm ein halbes Jahr hindurch dann und wann eine Viertelstunde Unterricht, gab ihm Pensa auf, u. s. w. Hernach verließ er Berlin, und ging wieder nach Prag. Moses fing an, mit unsäglicher Mühe Locke's Werk vom Verstande lateinisch zu lesen; er schlug alle Wörter nach, schrieb sie auf, und so errieth er den Sinn.

41. M. Mendelssohn hatte sich nach einer schweren Krankheit lange darin gefunden, nichts zu lesen, nicht zu studiren. Er schlug Zucker, spielte mit seinen Kindern, und war in einigen Monaten nicht in seine Studirstube, die eine Treppe höher lag, gekommen. Einsmals wollte seine Frau etwas aus dieser Stube haben. Um sich zu beschäftigen, wollte er es holen. Als er hinein trat, empfand er das ganze lebhafte Gefühl des ruhigen Denkens, das er an dieser Stelle genossen hatte; aber er sah seinen Schreibtisch ganz in Unordnung, seine Stühle leer, und in einige Bücherrepositorien hatte seine Frau Confituren gestellt. Ein Schauder überfiel ihn. Er glaubte lebendig todt zu seyn, und zu sehen, wie es in seiner Studirstube nach seinem Tode aussehen werde. Er schlug geschwind die Thür zu, und die Augenblicke, in denen er die Treppe hinunter ging, hielt er für die traurigsten seines Lebens.

Für seinen vergnügtesten Augenblick hingegen hielt er den, als er in der Probstgasse unter dem Dache wohnte, kein Hemde hatte, und aus Ehrgeiz zu dem alten Juden, der ihm den Freitisch gab, im Pfingstfeste nicht ohne weiße Wäsche gehen wollte. Er hungerte einen Tag, ging am folgenden bekümmert auf die Straße, fand einen Beutel mit 20 Gr., kaufte ein Hemde, und ging zum Essen.

42. Wir haben jetzt mehrere Schauspiele, — einige von unsern besten Köpfen, — auch von der höchsten Schönheit, — welche gelesen, große Wirkung thun, gespielt gar keine oder wenig, so, daß man sich den Beyfall erkünsteln, sich bereden muß, das Stück müsse als Schauspiel trefflich seyn. Manche Stücke können gar nicht gespielt werden; selbst ihr Verfasser rechnete nicht darauf, daß sie gespielt werden sollten.

Hingegen wüßte ich von keinem einzigen guten Kopf ein Stück, das nur hingeworfen, nur zum Spielen gemacht, nur auf den Effect, weniger auf das kalte Lesen im einsamen Zimmer, berechnet wäre. Wenn es ehemals dergleichen bloß für das Theater gemachte Stücke gab, so waren sie unter aller Kritik, und die dummsten Possenspiele. Die jetzt auf das Theater gebrachte Zauberflöte ist warlich nichts besseres. Die Franzosen und Italiener, ja auch die Engländer, haben Stücke zu Hunderten, welche auf die Wirkung auf dem Theater berechnet sind, und beym Lesen zwar verlieren, aber doch nicht verächtlich werden.

Was folgt daraus? Unsre Literatur ist schrei-

bend und lesend. Der Dichter gefällt sich, seine besten Sentenzen und Reden auszukramen, indem er schreibt; weil er darauf rechnet, daß er werde gelesen werden. — Das Publikum ist dadurch endlich so verwöhnt, daß, wenn die spielenden Personen nicht wie ein Buch sprechen, so denkt der Zuhörer, er habe für seinen Gulden nicht genug.

Und eben so ist es mit den hochtrabenden, außer den Grenzen der Menschheit und der menschlichen Leidenschaften liegenden Characteren beschaffen, womit uns einige tragische Dichter beschäftigen. Sie sollen erhaben seyn, weil sie hoch daher treten. Der Dichter hat ihnen einen Kothurn untergeschnallt; als Menschen selbst sind sie darum nicht größer. Wie so ganz anders ist Shakespear! Er hat allen diesen Herren den Gesichtspunkt der Natur verrückt. Seine Charactere sind lauter Natur.

43. Habe ich je ein Buch gesehen, welches ohne alles Verdienst berühmt worden ist, so ist es Riesbeck's Reise*) durch Deutschland. Das Buch war bloß de pane lucrando geschrieben. Im größten Theile von Deutschland, (besonders im nördlichen,) war er gar nicht gewesen. Er schrieb alles aus Büchern aus, machte willkührliche Zusätze, und wußte von Bayern und Oesterreich einige Anekdoten, besonders von der letzten Regierung. Die statistischen Angaben, Einkünfte u. s. w., schrieb er aus dem Kopfe hin. Man sperrte den Mund auf, und glaubte, das Buch müsse

*) Der Titel heißt eigentlich: Briefe eines reisenden Franzosen rc. A. d. H.

ein Staatsmann geschrieben haben, der geheime Nachrichten hätte. Darum ward es in alle europäische Sprachen übersetzt. In der französischen Uebersetzung ward der Verf. gar zum Baron de Riesbeck gemacht.

44. Ich veranlaßte Eberhard, die neue Apologie des Socrates zu schreiben, die Gelegenheit dazu gab, daß mir Gülcher*) aus Amsterdam Hofstede's Schriften zusendete, die ich zu lesen nicht Lust hatte, da mir das Holländische nicht geläufig war. Eberhard war ein Bücherverschlinger, und las sie mit großer Begierde. Den Gedanken, sie zu widerlegen, brachte er auf mein Zureden zur Ausführung.

45. Was bleibt einem in der Erinnerung, wenn man eine Schrift, von einem sonst guten Kopfe, gelesen hat, worin auf das sonderbare Jagd gemacht, nach entfernten Anspielungen gesucht, nach Witz gehascht, und alles mit einem Schleier bedeckt wird, der nur hin und wieder durchsichtige Stellen hat? Gesetzt man kömmt darüber hinweg: was gibt die Geschichte, die Handlung selbst? — Wilde und platte Karikaturen, gemeine Begebenheiten! Das kann vielleicht Zeitvertreib für den seyn, welchem die Zeit wie ein Fieber ist, das man vertreiben kann. Aber der Geist ist nicht beschäftiget, die Einbildungskraft ist nicht erhoben, das Herz ist nicht gerührt, kein lebhaftes Gemälde, keine ausgezeichnete Charactere bleiben im Sinne. Es ist ungefähr so, als wenn man auf der Reise in eine Schenke, in eine Gesellschaft trunkener Bauren kömmt. Indes-

*) N's. Freund; der nämliche, von dem in Nr. 3. der kleinen prosaischen Aufsätze die Rede ist. A. d. H.

sen die Pferde gefüttert werden, hört man wohl das Geschwätz mit an, weil man, vom Fahren müde, nichts anzufangen weiß. Aber ist wieder angespannt, so ist man froh, fort zu reisen. Man vergißt die Schenke bald, und kaum kömmt einem etwa ein einzelner Einfall, oder eine komische Stellung, einmal wieder in den Sinn.

46. Es ist mir immer höchst zuwider gewesen, daß nicht bloß der große Haufen, sondern auch ganz verständige Menschen, diejenigen für leichtsinnig und unmoralisch halten, welche dem Tode lachend entgegen sehen, und beym Sterben keine Furcht bezeigen. Wie unvernünftig ist nicht Hume von sonst nicht ungescheuten Engländern nach seinem Tode verläumdet worden, weil er seiner Auflösung ruhig entgegen sah.

Ich bekenne, daß ich nie habe begreifen können, wie man sich vor dem Tode fürchten kann; vor einer Begebenheit, die nach der Natur des Menschen nothwendig erfolgen muß. Dieß kömmt von den groben Vorurtheilen her, welche die christliche Dogmatik eingeführt hat, von ewigen Höllenstrafen, vom Zorn Gottes u. s. w. Ich lebe, weil ich leben muß, und thue das beste, was ich im Leben thun kann; weiß, daß ich einmal sterben muß. Es ist eine natürliche Folge des Alters, daß die Haare grau werden. Soll ich mich fürchten vor grauen Haaren?

47. Was ist das Leben des Menschen wenn's hoch kömmt? — Und dann ist's Mühe und Arbeit! Was ist das Leben eines Gelehrten! — Wohl ihm, wenn es denn auch nur das Leben eines Menschen gewesen

ist. Mensch zu seyn, ist etwas werth, selbst wenn der Mensch das demüthigende, aber ehrliche Bekenntniß von sich thun muß,

nihil humani a me alienum puto.

48. Durch welche sonderbare Verkettung hangen unsre Fügungen zusammen, so daß man nicht einmal das mittelste Glied, noch viel weniger das letzte sehen, ja sogar nicht ahnen kann!

Ich mußte Biester durch die allg. d. Bibl. kennen lernen.

Er mußte sich an seinem Orte nicht vertragen können.

Er mußte mich ersuchen, ihm auswärts zu einer Stelle zu verhelfen, wozu ich damals gar keine Aussicht sah.

Rampach*) mußte sich betrinken und impertinent seyn.

Zedliz mußte mich ersuchen, ihm einen Secretair zu verschaffen.

So kam Biester nach Berlin, und ward nicht allein in meinen alten Tagen der von meinen Freunden, (ehe Göckingk nach Berlin kam, und nachdem Moses gestorben war,) zu dem ich das mehrste Vertrauen hatte, und haben konnte, sondern ich würde auch meine Reisebeschreibung und andre spätere Schriften ohne ihn nicht zu Stande gebracht haben, denn ich schrieb ja immer alles, wie die Hunde aus dem Nil saufen, Biester aber erleichterte mich ungemein mit seiner Correctur und zweiten Durchsicht des Mspts.

*) Vermuthlich der damalige Secretair des Staatsministers Freyh. v. Zedliz, Chefs des geistlichen Departements und Curators der Universitäten und Schulen. A. d. H.

III.

Poetische Kleinigkeiten.

Meines Wissen hat Nicolai selbst niemals ein Gedicht von sich für das Publikum drucken lassen, sondern nur bey besondern Gelegenheiten für einen kleinen Zirkel von Freunden*). Unter seinem Nachlasse befinden sich indessen einige kleine Gedichte, von denen ich einige bekannt zu machen kein Bedenken trage, da sie ein neuer Beweis der Vielseitigkeit seines Geistes sind.

*) Sein Bruder, der nachherige Professor, ließ aber ohne sein Wissen und wider seinen Willen, den höchst unvollkommenen Versuch eines sogenannten Heldengedichts drucken. N. erschrak sehr über diese Nachricht, und äußerte seine Empfindlichkeit darüber in einem Briefe vom 22sten Oct. 1751. In einem andern Briefe von diesem Jahre sagt er: Seit daß er Breitinger's kritische Dichtkunst, Meier's Aesthetik, Baumgarten's Discurs über die seinige, und andre kritische Schriften gelesen habe, sey ihm ein gewisser Kitzel zum Versmachen gänzlich vergangen.

1. An Moriz August v. Thümmel, zu seinem Geburtstage.

Berlin, den 12ten May 1807.

(Der Bruder des Herrn v. Th., der sich damals als Gesandter an den Kaiser Napoleon in Berlin aufhielt, feierte diesen Geburtstag, und hatte auch N. dazu eingeladen, der aber durch Krankheit abgehalten wurde, der Feier beyzuwohnen.)

Ein Kranker, verurtheilt, Dein Fest auf einsamen Lager zu feiern,
Ach! nicht in dem Kranz Deiner frohen geselligen Reih'n!
Wünscht Dir zum Feste: Es mag Deine Krankheit sich tüchtig erneuern!
Der Wunsch scheint boshaft und mag doch wohl menschlich seyn.

Wozu so viel Wohlseyn? — Es schüttle Dich Hypochonder mit allen
Erschrecknissen! — Darauf erscheinen Johann und Wagen und Hund!
Dann magst Du durch Frankreich, dann magst Du durch Pommerland wallen,
Du reisest uns sicherlich alle gesund!

---

2. An Iffland, den 19. April 1810.

Heut, o Freund! gehst Du dem Mittag des Alters entgegen;
Deines Ruhmes Lauf ist noch vom Mittag entfernt.

Wer, Dich Liebenden, liebt, der feiert heut Deinen Geburtstag,
Aber Iffland's Ruhm die Nachwelt ein ewiges Fest.

---

3. An den Herrn Geheimen-Oberfinanzrath und Präsidenten von Beyer.

Als ich ihm aus meinem Garten den verlangten Saamen von Erbsen schickte.

Der Florens schönes Reich zu pflegen sonst gewohnt,
Den ihrer Kinder Pracht und Anmuth oft ergötzen,
Will so bescheidne Frucht in seinen Garten setzen,
Die ihren Platz durch Nahrung nur belohnt?
So ist sein edler Sinn schon längst gewohnt
Zwar gern an des Genusses Blumen sich zu letzen,
Doch auch der Weisheit reife Frucht zu schätzen.

---

4. An Ramler.

Zur Antwort auf die Verse, womit er mir seinen Katull übersandte.

Nein, Freund! Es weiß Katull, wer seine süße
Und liebliche Phantasey in deutschen Tönen
Ihm nachsang; denn Freund Geßner, in den Feldern
Elysiums, hat Deinen holden Sperling
Schon längst ihm vorgesungen. — Mich erdrücket
Die Last des herben Kummers! Keiner Freude
Empfänglich, scheid' ich bald, um an Katullen
Ganz Dein Geschenk zu bringen. Doch, mein Trauter!

Du bleibst noch hier! Denn in der goldnen Lyra
Ruhn viel der hellen Töne; Deutschland horcht nach.
Auch mir erweckt Dein Kajus einen Funken
Von Lebensfreude wieder, und ich komme
Nun später zu Katullen; doch vor Dir noch.

5. An Frau v. W**.

Bey Uebersendung eines Augenwassers.

Den holden Augen Linderung gewähren:
Das wäre diesem Wasser mehr als Glück;
Sie haben des Verstandes scharfen Blick,
Und weinten oft des Mitleids edle Zähren.

6. An Demoiselle E.

Bey Uebersendung einer Kupferstich-Sammlung.

Zwar will der Arzt, Du sollst im Bette bleiben,
Das mag auch wohl dem Körper heilsam seyn,
Doch steter Schlaf wird Deinen Geist betäuben,
Das wäre schlimmer noch als selbst das Zipperlein.
Laß helle Phantasie sich brav dagegen sträuben;
Und wenn's der Doctor wagt, ihr etwas vorzuschreiben,
So lach' ihn aus. Sieh hier! ein Bilderreihn
Stellt sich vor Deinen Augen ein,
Verdruß und Schlaf vom Bette wegzutreiben:
Laß ihn doch nicht umsonst gekommen seyn.

7. An G — gk.

Bey Uebersendung eines Theekästchens, von dem Holze eines Lorbeerbaums meines Gartens gemacht.

Einstens liebte Daphnen Apoll; das Schicksal schuf sie zum Baume,
Doch auch durch Rinde beengt, schlug noch ihr Herz für Apoll.
Ich war ihres Herzens ein Theil, und kehre nun wieder zu G — gk.
Auch von Geschäften gedrückt, schlägt noch sein Herz für Apoll.

---

8. An G — gk, (damals in Fulda.)

Mit einer vergessenen Zuckerzange, zu dem Theekästchen von Lorbeerholz gehörig.

Wie Zucker ist der Fürsten Gunst,
Gleich süß und gleich zerbrechlich.
Mit Zänglein greift man beide an,
Nur leider! ungemächlich.
Doch süßer ist der Freundschaft Band,
Das unverletzlich bindet,
Und es bedarf des Zängleins nie,
Fest, ganz von selber, hält es sie,
Wenn's einen G — gk findet.

---

9. Nachahmung eines französischen Liedes.

Hin ist die Zeit, als Doris, meine Liebe,
Mich täglich sah, als mich ihr Arm umfing!

Hin ist mein Glück! ich kann daran nur denken!
Wohl besser wär's, möcht' ich's vergessen gar!

Wenn vor'ges Glück mir in der Seele schwebet,
Fühl' ich die Thrän' der Lieb' im Auge glühn!
Ach! ich vergeh, wenn ich daran nur denke,
Doch was wär' ich? könnt' ich's vergessen gar.

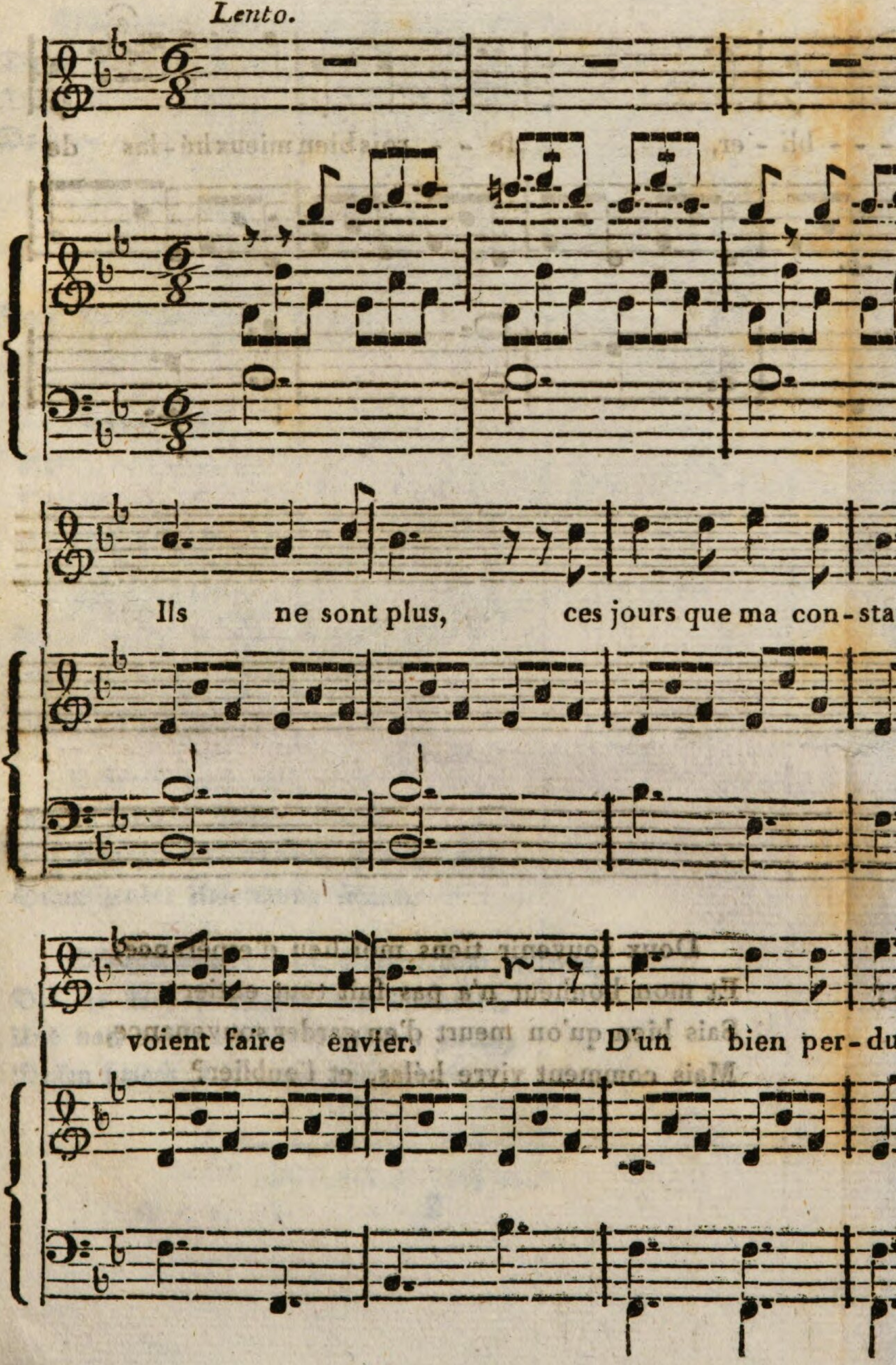
Statt Hoffnung bleib' mir süßes Angedenken;
So ist wohl jetzt mein Glück nicht ganz entflohn.
Mag ich vergehn, wenn ich daran gedenke,
Denn was wär' ich? könnt' ich's vergessen gar.

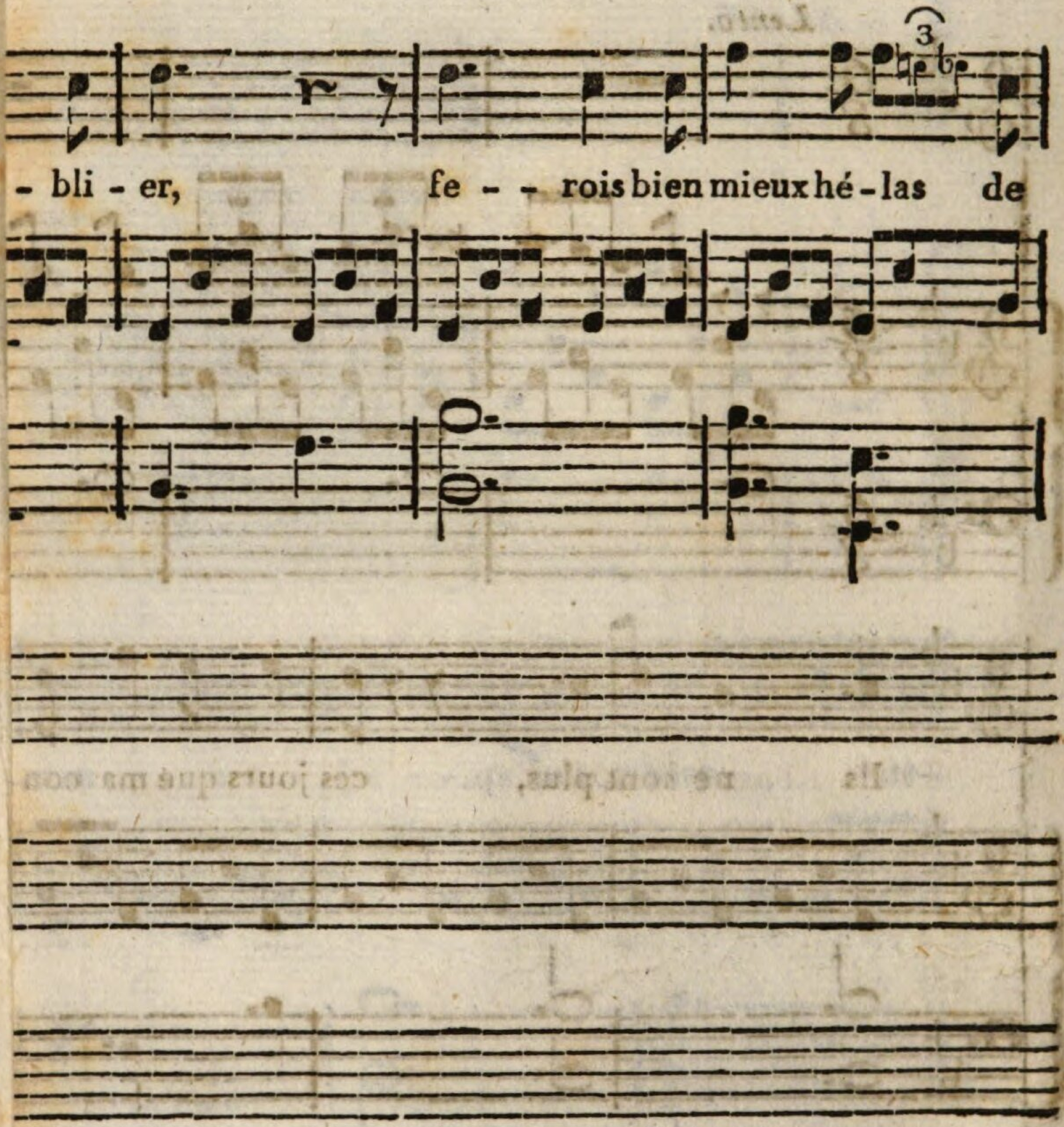
Diese Nachahmung erinnerte mich, daß ich selbst vor mehreren Jahren eine freie Uebersetzung dieses Liedes versucht habe, weil eine meiner Freundinnen sie der rührenden Melodie von Garat unterzulegen wünschte. Da sich hier in Berlin noch eine Abschrift davon erhalten hatte, so setze ich sie hieher. Mehr Dank aber hoffe ich dadurch zu verdienen, daß ich das französische Original und die Musik beyfüge.

Sie sind dahin, die Tage zum Beneiden!
Weil Treue selbst, nicht Liebe sichern kann.
Erinnrung nur blieb mir von jenen Freuden,
Doch thät' ich wohl, ich dächte nicht daran.

Wenn wider Willen ihrer ich gedenke:
Wie füllt mit Thränen sich mein Auge dann!
Unglücklich! daß ich mich durch Sehnsucht kränke,
Doch — leben — und nicht denken mehr daran? —

Erinne-


Lento.
Ils ne sont plus, ces jours que ma con-sta
voient faire envier. D'un bien per-du



Doux souvenir tiens moi lieu d'espérance,
Et mon bonheur n'a pas fuit tout entier;
Sais bien qu'on meurt d'en garder souvenance,
Mais comment vivre hélas, et l'oublier?

Erinnerung! tritt in der Hoffnung Stelle!
Damit das Glück nicht mehr mich äffen kann!
Durch Dich versiegt zwar bald des Lebens Quelle:
Doch — leben — und nicht denken mehr daran? —

10. Sehnsucht.

(Nach der Handschrift zu urtheilen, aus des Verf. Jugendjahren.)

Nimmer werd' ich, nimmer Dein vergessen,
Kühle, grüne Dunkelheit,
Wo mein blondes Mädchen oft gesessen,
Und des Frühlings sich gefreut.

Wonne wird durch meine Nerven beben,
Werd' im Traum ich Deine Anmuth sehn,
Wird Dein Bild mir sanft entgegen schweben,
Unsrer Küsse Abdruck mich umwehn.

Liebevoll werd' ich im Mondenlichte,
Wie in dunkler Nächte Graun,
Dir entgegen schlummern, und Gesichte
Schmelzender Umarmung schaun.

Schmachtend mich im Göttertraum verirren,
Bis der Wollust Vorbild mich durchbebt,
Und nach meinem süßen Täubchen girren,
Dessen holdes Antlitz vor mir schwebt.

11.

(Nicolai pflegte, so oft er in Pyrmont war, einige Tage in Ohsen bey dem Herrn v. Grävemeyer zuzubringen, und diese rechnete er mit zu den schönsten seines Lebens, denn sein freundschaftlicher Wirth und dessen gebildete Gemahlin, geb. v. Hugo, die er beide außerordentlich hochschätzte, wetteiferten, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Unter N's. Papieren finden sich mehrere Gedichte, die auf diese Besuche Bezug haben, unter welchen sich einige von Frau v. Grävemeyer so vortheilhaft auszeichnen, daß ich kaum der Versuchung habe widerstehen können, sie bey dieser Gelegenheit bekannt zu machen. Mehrere dieser Spiele des Witzes, an denen auch N. Theil nahm, verlieren freilich bey fremden Lesern dadurch, daß für sie manche Anspielungen verloren gehen. Daher begnüge ich mich, folgende Ausfüllung der vier Endreime: Geben, Lohn, Leben, Thon, auszuwählen, da sie allgemein verständlich sind.)

O wann wirst Du mir endlich geben
Den lang' erflehten Minnelohn?
Denn um vereinigt hier zu leben,
Schuf Gott uns ja aus gleichem Thon.

Friedrich v. Gr.

Das ist ein possierlich Leben,
Reime, sich zu quälen, aufzugeben!
Das paßt nicht zu meinem Ton!
Was hätt' ich der Mühe Lohn?

Luise v. P.

Trifft unser Witz den rechten Ton,
So wird dieß Blatt uns Freude geben,
Und unser ganzes Leben
Sey ein Bonmot zum Lohn.

Carl Nicolai.

Mit vielen Worten wenig geben,
In langen Jahren wenig leben,
Das bringt fürwahr nur schlechten Lohn,
Und doch ist dieß des Hofes Ton.

W. v. H.

Geschaffen ward aus weichem Thon
Der Mensch; für dieses Erdenleben
Kann Halt ihm nur die Weisheit geben;
Das ist für hier schon großer Lohn!

M. v. G.

O Himmel möchtest Du den Lohn
Mühvoller Tage mir noch unterm Monde geben,
So paradiesisch schön, auf sc'hen frohen Ton,
Wie man in Ohsen lebt, zu leben!

Eschenburg.

Der Mann ist nur ein todter Thon,
Des Weibes Herz muß ihm erst Leben,
Und mit der Minne süßen Lohn,
Der Lebensfreuden beste geben.

Friedr. Nicolai.

---

12. Lottens Storch.

Den 12. May 1807.

(Von dieser Nr., so wie den beiden folgenden, 13 und 14 bin ich ungewiß, ob N. davon Verf. ist; sie sind zwar von seiner Hand geschrieben, aber nicht mit seinem Nahmen unterzeichnet.)

Der edelste Vogel ist mir der Storch;
Dem Adler kann ich nicht trauen.
Warum? Ich sag' es Dir leise. Horch!
Der Adler hat mächtige Klauen,
Womit er herrschsüchtig verheeret die Welt,
Indessen der Storch sie liebend erhält.

Wohl unter den Störchen ist Lottens mir
Der liebste, der beste von allen.
Er bracht' ein so liebliches Knäbelein ihr,
Das aller Welt wird gefallen;
Und biß ihr dabey so mild in's Bein,
Als sollt' es nur so pro Forma seyn.

O Storch der Störche! Wo zeiget sich
Ein Land, das kein Raubthier bekrallet,
Da grüßet man Landesvater Dich,
Sobald Dein Ruf nur erschallet;
Dann wird dieses Land ein Paradies,
Wie nimmer noch eins ein Dichter verhieß.

Und hin nach diesem Eden wir ziehn,
Wir Kirche der Unsichtbaren,
Europens Adlern weit zu entfliehn,
Die wild auf einander losfahren,

Und streiten landesväterlich,
Wer seine Klauen soll abhacken sich.

Nimm, theurer Landesvater, mich hin!
Zu Deinen Füßen ich liege;
Nach Storchenland, Deinem Gebiete, mein Sinn
Sich sehnt, wie's Kind nach der Wiege.
Bey Dir, bey Deinem Schönkindelein,
Ist Ruh' und Fried' und Freundschaft allein.

13.

Theologie ist oft nur Thon,
Den dreht man, bald zum Zeitvertreibe,
Und bald um's Brod, auf seiner Töpferscheibe,
Wie und wozu ein jeder will,
Und freilich hält der Thon auch jedem Stümper still,
Doch unveränderlich bleibt die Religion.

14.

Speranza e il bel inganno
D'un cuor adduolorato,
E' sempre il ben sperato
D'ogni altromaggior;
Chi vive in duro affanno.
Sperandosi dilette
Sospira ed aspetta
Destino meglior.

Die Hoffnung ist des Herzens Freund
Bey thränenvollen Leiden,
Oft süßer wirkend, als vereint
Die gegenwärt'gen Freuden;
Wen unterm bittern Lebensharm
Nur Hoffnungen begleiten,
Der duldet, seufzt, und hofft im Arm
Der Zukunft, bessre Zeiten.

15. An Lucinden.

Dein Mann, Lucinde, stammt von edlen Ahnen her,
Ist groß wie Adam, und so schön wie er,
Und Dich, wie Even, deren Kind Du bist,
Verführt der erste Teufel den Du siehst.

16. An Lydien.

Du willst von Sommersprossen Dich befreyn?
Gelingt durch Kunst Dir der Betrug,
So wirst Du, Lydie, zwar wen'ger häßlich seyn,
Allein noch immer häßlich genug.

17. An meine traurende Frau.

Süße Lieb' hat nur die Jugend,
Blumen trägt der Lenz zuvor;
Edle Früchte: Ruh' und Tugend,
Bringt des Lebens Herbst hervor.

Wollen wir nach Blumen schmachten,
Die das Schicksal hat zerknickt?
Und den Saft der Frucht nicht achten,
Die das matte Herz erquickt?

Nein, Geliebte meines Lebens!
Zu viel wünschen, ist Verdruß;
Was wir heischen, ist vergebens,
Was wir haben, ist Genuß.

---

18. Bey Rode's Verbindung 1757.

O Muse! die Du sonst die goldnen Saiten rührtest
Und im zufriednen Thal, wenn Deine Leyer klang,
Sanft über jedes Herz regiertest:
Auf! und erneure den Gesang.

Du kommst; Begeisterung in lichten Phantasien
Schwebt her, so wie Du gehst; wir folgen Dir, wir sehn
Vor Deinem Blick die Wolken fliehen,
Und Hymens Tempel vor uns stehn.

Die ganze Gegend wallt von süßen Ambradüften,
Und sanfte Harmonie tönt vom Olymp hinab,
Es lassen aus verklärten Lüften
Sich Cypris und ihr Sohn herab.

Und Arm in Arm verschränkt nahn sich die Huldgöttinnen,
Froh wie ihr Blick; ihr Kreis schließt eine Schöne ein;
Zum Altar führen sie, die ihnen
Mit Recht die vierte könnte seyn.

Wer ist der Jüngling, dem, weil ihn die Musen
lieben,
In der Gespielen Schaar, sein Werth den Vorzug giebt,
Und dessen Herz sich sanftern Trieben
Jetzt weiht, weil ihn die Schöne liebt.

Sieh! mit der Opferschaal' ihn beym Altare stehen;
Sie singen Hymens Lob, Er opfert ihm den Wein,
Und ruft: Sey Zeuge, Gott der Ehen!
Ich schwör' ihr ewig treu zu seyn.

Du bist's, o Rode! — Du, zu dem seit langen
Zeiten
Apollo und sein Chor sich gütig hin geneigt,
Und welchem an der Weisheit Seiten
Die Tugend ihren Weg gezeigt.

Auch jetzt erscheinet sie, und führt, Dich zu belohnen,
Das wandelbare Glück gefesselt zu Dir her,
Spricht: Bey ihm sollst Du ewig wohnen,
Sey treu und standhaft so wie Er.

Außer den vorstehenden, finde ich noch einige ähnliche Gelegenheitsgedichte; mehrere jugendliche Versuche; Arien und Lieder aus einer nicht vollendeten komischen Operette: der verliebte Schulmeister; Gelegenheits-Cantaten auf Geburtstage, Friedensfeiern ꝛc. die nichts vorzügliches haben.

Von andern Verfassern sind mehrere handschriftliche Gedichte vorhanden, die aber größtentheils aus

älteren Zeiten, (unter andern mehrere Idyllen von Ewald) herzurühren scheinen. Die neueren, welche sich darunter befinden, sind jetzt schon gedruckt; bloß von dem folgenden kann ich mich nicht erinnern, es früher gelesen zu haben. Der Verfasser ist nicht genannt.

Meine Nachbarin.

Ich weiß ein Mädchen, das ist schön,
Und wohnt nicht weit von mir,
Ich kann sie alle Morgen sehn,
Dann steht sie vor der Thür,
Und lächelt mich so freundlich an,
Daß ich es dann recht fühlen kann
Wie ich so glücklich bin.
Ich bücke, wenn sie mit mir spricht,
So tief mich vor dem König nicht,
Als vor der Nachbarin.

Es ist ein Mädchen wie ein Rohr,
Gerade, schlank und fein.
Ihr Busen wallet hoch empor,
Schnee kann nicht weißer seyn.
Ihr Auge blitzet wie ein Stern,
Ach! wie seh' ichs so gern, so gern,
Zumal blickt es nach mir!
Ihr Mund, wie klein, wie rosenroth!
Beynahe ging ich in den Tod
Um einen Kuß von ihr.

Zwar hat man mir schon oft gesagt,
Der Tod sey nicht so leicht,
Was auch, wenn mich kein Fieber plagt,
Mir selbst wahrscheinlich deucht;
Doch steht mein kleiner Engel mir
Einmal des Abends vor der Thür
Im Dunkeln ganz allein,
So kann ich doch nicht widerstehn,
So muß, sollt' in den Tod ich gehn,
Ein Kuß mir sicher seyn.

IV.

Kleine prosaische Auffätze von Moses Mendelssohn.

So wenig ich selbst, als einer meiner hiesigen literarischen Freunde, erinnert sich, daß einer von den folgenden drey Aufsätzen, die ich von Moses Mendelssohn's Hand unter N's. Papieren gefunden habe, bereits gedruckt wären. Sowohl die Handschrift, als die Orthographie, (wozu ich auch noch die Form von §§. rechnen möchte,) ergeben, daß die Abhandlung von der Herrschaft über die Neigungen, aus früherer Zeit ist, und die zufälligen Gedanken ꝛc. später geschrieben sind. Beide haben alle Merkmale eines ersten Entwurfs; es ist vieles darin ausgestrichen, abgeändert, zugesetzt; zuweilen sogar ein Wort ausgelassen.

Von einzelnen Ideen in beiden, hat der Verf. in den Briefen „über die Empfindung“ Gebrauch gemacht. Von Nicolai sind bei den zufälligen Gedanken einige Anmerkungen hinzugefügt, die ich unter den Text gesetzt habe. Die erste derselben scheint mir überflüssig, denn M. M. hat ja nicht gesagt, daß man von dem Aeußern eines Kunstwerks auf das Innere

schließen könne. Die erste Hälfte der dritten ist mir ganz unverständlich.

Der dritte Aufsatz ist vom Jahre 1780, und durch eine Anfrage veranlaßt, die Hr. Höpfner an Nicolai gethan, dieser aber seinem Freunde M. M. zur Beantwortung mitgetheilt hatte.

1. Von der Herrschaft über die Neigungen.

§. 1. Ein jeder Begriff, der vermöge seiner Beschaffenheit unsern Willen, zu handeln, oder nicht zu handeln, bestimmen kann, heißt ein Bewegungsgrund.

a) Dieser Begriff muß uns die Vorstellung einer Schönheit oder Vollkommenheit gewähren, wenn er uns zu Handlungen antreiben will.

b) Was uns Lust gewähret, wenn es gegenwärtig ist, das erregt abwesend ein Verlangen in uns, welches nichts anders ist, als eine Vermischung von Lust und Unlust. Von Lust, über die Güte des Gegenstandes, und von Unlust über dessen Abwesenheit.

c) Gleichgültigkeit, Wollen, Verlangen, Begierde, Sehnsucht, sind die Stufen der Begehrlichkeit oder desjenigen Affects, der in uns erregt wird, wenn der vollkommene Gegenstand abwesend ist. So wie Gleichgültigkeit, Behaglichkeit, Lust, Vergnügen, Wollust, Entzückung, die Grade der Empfindung ausdrücken, die durch den Genuß des vollkommenen Gegenstandes erregt werden.

§. 2. Je mehr Gutes in der Vorstellung einer Sache enthalten ist, je deutlicher wir das Gute einsehen, und je weniger Zeit erfordert wird, es völlig zu übersehen, desto angenehmer der Genuß.

a) Die Quantität der Motiven verhält sich also zusammengesetzt, wie die Menge des Guten, wie seine Deutlichkeit, und umgekehrt wie die Zeit, welche zum Ueberdenken erfordert wird.

b) Man setze die Menge des Guten = m.
die Deutlichkeit = p.
die Zeit = t.

So ist die Quantität der Bewegungsgründe = mp.

§. 3. Eine Vorstellung kann also weniger deutlich seyn, und dennoch eine größere Gewalt haben, in unsern Willen zu wirken: 1) wenn sie eine größere Menge des Guten enthält; 2) wenn diese Menge geschwinder überdacht werden kann.

§. 4. Ja, wenn die Zeit, die zum Ueberdenken erfordert wird, sehr geringe ist, so können die Begriffe so dunkel werden, daß sich die Seele weder des Bewegungsgrundes, noch ihrer eigenen Entschließung bewußt ist, und dennoch in dem Körper solche Bewegung hervor bringt, die zu einer andern Zeit einen überlegten Rathschluß erfordert hätte. Denn obgleich die Kürze der Zeit die Deutlichkeit vermindert, dergestalt, daß öfters gar das Bewußtseyn aufhört; so bleibt dennoch die Quantität der Motiven einerley, weil an der Zeit gewonnen wird, was von der Deutlichkeit abgeht.

§. 5. Aus den beiden vorigen §§. lassen sich unzählige Erscheinungen erklären, die für viele Weltweise ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Ich will nur einige davon anführen.

1. Video meliora proboque ætc. Wer kennt diesen Spruch, ohne zu wissen, wie schwer er sich irgend mit einem philosophischen System verträgt. Nach meinen Begriffen ist nichts natürlicher. Die Seele kann durch einen richtigen Vernunftschluß einsehen, A. sey gut, und sich dennoch zu B. entschließen, wenn ihr die untern Seelenkräfte in B. zwar dunkel, aber doch eine größere Menge des Guten, und in einer geringern Zeit vorstellen, wie solches in einer Leidenschaft, — als von welcher der Dichter redet, — jederzeit wirklich geschieht.

2. Warum fährt mancher vor Schrecken auf, wenn eine Kanone abgefeuert wird, ob er gleich schußfrey steht, und auch vorher überlegt hat, daß ihn die Kugel nicht treffen könne. Weil die überlegte Sicherheit durch einen langsamen symbolischen Schluß, die Idee der Gefahr aber anschauend in uns entsteht. Die anschauenden Begriffe folgen schneller auf einander als die symbolischen, daher ist die Quantität ihrer Wirkung größer.

3. Man siehet auch, wie die Seele beym Reden, Schreiben, Klavierspielen, u. s. w. vieles verrichten kann, ohne sich dessen bewußt zu seyn.

§. 6. Sollen wir zu einem tugendhaften Wandel aufgemuntert werden, so muß man sich nicht begnü-

gen,

gen, uns die Löblichkeit der Tugend nach aller Strenge demonstrirt zu haben; sondern man muß uns mit einer großen Menge von Bewegungsgründen bekannt machen, und wir müssen lernen, diese Menge von Motiven schnell zu überdenken.

a) Durch die Demonstration wird die Deutlichkeit vermehrt, die Menge der Motiven vermehrt die Anzahl der Vollkommenheiten, und die Fertigkeit sie schnell zu überdenken, vermindert die Zeit.

b) Das erstere geschieht in Princip. philos. practicae univers.; das zweite in der Ethik; das dritte hingegen wird erhalten: 1. durch die Gewohnheit; 2. vermittelst der anschauenden Erkenntniß.

Zweiter Abschnitt.
Von der Gewohnheit.

Was die Gewohnheit auf unsern Körper vermag, überlasse ich den Physikern zu erklären. Ich will hier nur einige von ihrer erstaunlichen Wirkung in unsre Seele betrachten, und einige Anmerkungen darüber machen.

§. 7. Durch die Uebung, (welche mit der Gewohnheit einerley Wirkung hat,) wird eine jede Fähigkeit in unsrer Seele zu einer Fertigkeit.

Eine Fertigkeit besteht in einem Vermögen, etwas so geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht mehr alles dessen bewußt bleiben, was wir dabey vorgenommen. Nun wird zu einer jeden Verrichtung eine Folge von Begriffen erfordert, mit welcher in dem Körper

eine Reihe von willkührlicher Bewegungen übereinstimmt. Diese Reihen von Begriffen folgen desto schneller auf einander, je genauer sie mit einander verbunden sind. Je mehr Aehnlichkeit, Beziehung und Verhältniß unsre Seele zwischen den Begriffen wahrnimmt, die zu einer Handlung erfordert werden, desto schneller eilt die Imagination von einem auf den andern. Je öfter wir eine Reihe von Vorstellungen gehabt, desto mehr Verhältniß und Beziehung wird unsre Seele zwischen ihnen gewahr. Also können wir eine Reihe von Begriffen, die wir öfter gehabt haben, schneller überdenken, bis sie endlich in einer so kleinen Zeit auf einander folgen, daß sich unsre Seele derselben nicht mehr deutlich bewußt ist. Und alsdann sagen wir, unsre Fähigkeit sey zu einer Fertigkeit geworden.

a) Daher erschrickt man nicht, wenn man öfters Canonen hat abfeuern sehen. Weil es die Gewohnheit dahin gebracht hat, daß das Urtheil: die Kugel wird mich nicht treffen, so schnell entsteht, als die Idee der Gefahr, die durch den Knall erregt wird.

b) Wer die Schlüsse der allgemeinen praktischen Weltweisheit öfters überdacht, in ihrem Zusammenhange betrachtet, und in vorkommenden Fällen angewendet hat, der wird bey wichtigen Vorfällen Wunder zeigen, wie viel die demonstrative Sittenlehre über die Neigung und Leidenschaft vermag. Hat er es aber an Uebung fehlen lassen, so folgen die Begriffe, die zu seinem moralischen

Schlusse erfordert werden, nicht schnell genug auf einander, wodurch ihre Wirksamkeit in den Willen merklich verringert wird.

c) So wie der Künstler die ihm vorgeschriebene Regel so oft ausüben muß, bis er sich in währender Ausübung der Regeln nicht mehr bewußt ist, eben so muß es der moralische Mensch mit den Gesetzen der Natur machen, wenn er seine untern Seelenkräfte mit den obern in Harmonie bringen will.

Dritter Abschnitt.

Von der anschauenden Erkenntniß.

§. 8. Wenn wir die symbolischen Schlüsse der practischen Sittenlehre in eine anschauende Erkenntniß verwandeln, das heißt, wenn wir sie von den abstracten Begriffen auf einzelne Begebenheiten in der Natur zurück führen, und die Anwendung derselben aufmerksam beobachten; so erlangen sie dadurch eine größere Gewalt, in den Willen zu wirken.

a) In der Anwendung der allgemeinen Schlüsse auf besondre Fälle, übersehen wir alle Theile und Folgen dieser Schlüsse auf einmal, die wir in der Theorie nur nach und nach überdenken können; wir vermindern also die Zeit, wodurch die Wirksamkeit vermehrt wird. (§. 2.)

b) Die anschauende Erkenntniß erlangen wir: 1. durch die Erfahrung, d. i. wenn wir die symbolische Erkenntniß in besondern Fällen selbst angewendet, oder von andern haben anwenden sehen;

2. durch Beispiel, oder wenn uns die Anwendung der allgemeinen Lehren auf gewisse wahrhafte Begebenheiten aus der Geschichte gezeigt wird; und endlich, durch Erdichtung, die öfters bessere Wirkung thun kann, als die Beispiele, weil sie 1. durch die Nachahmung angenehm werden, und 2. wahrscheinlicher und nicht so sehr mit fremden Begebenheiten untermischt seyn muß, als die wahrhaften Begebenheiten in der Natur.

§. 9. Wer die symbolische Erkenntniß von dem Werthe der Tugend mit der anschauenden Erkenntniß verbindet, der hat seine untern Seelenkräfte mit den obern übereinstimmend gemacht, und ist vollkommen tugendhaft.

a) Wer sich mit der symbolischen Erkenntniß begnügt, der wird sich entschließen, tugendhaft zu seyn, allein sein Entschluß erreicht seine Wirkung nicht, wenn sich ihm eine sinnliche Lust widersetzt, deren Quantität größer ist, als die Quantität der symbolischen Erkenntniß.

b) Die bloße anschauende Erkenntniß giebt erstlich nicht die völlige Gewißheit, die den Tugendhaften tenacem propositi machen; zweitens ist sie trüglich, weil unsre Urtheilskraft leicht verführt werden kann, wenn sie sich mit Exempeln ohne Beweise begnügt; drittens kömmt sie nicht so leicht in das Gedächtniß zurück, wenn ihr Gegenstand abwesend ist, und vielmehr das Object einer sinn-

lichen Lust, eines Scheinguts, auf die Sinne wirkt.

e) Die symbolische Erkenntniß kömmt bey jedem Vorfall leichter in das Gedächtniß zurück, und giebt unserm Urtheile den Character der Untrüglichkeit; die Einbildungskraft erinnert uns der öfters damit verknüpften intuitiven Erkenntniß, und diese vermehrt die Quantität der Motiven.

§. 10. Die sittliche Empfindlichkeit besteht in einer schnellen Vorstellung des wahren oder scheinbaren Guten, das in einem Gegenstande anzutreffen ist.

a) Sie ist also, ohne Hülfe der Urtheilskraft, gegen tugendhafte und lasterhafte Neigung gleichgültig.

b) Wer die Empfindlichkeit eines Menschen vermehrt, hat ihn dadurch noch nicht tugendhaft gemacht, wenn er nicht zugleich seine Urtheilskraft gebessert hat.

c) Das Temperament kann den Menschen weder tugendhaft, noch lasterhaft machen, sondern es vermehrt oder vermindert bloß den Grad der angebohrnen sittlichen Empfindlichkeit.

Von der Illusion.

§. 11. Wenn eine Nachahmung so viel ähnliches mit dem Urbilde hat, daß sich unsre Sinne wenigstens einen Augenblick bereden können, das Urbild selbst zu sehen; so nenne ich diesen Betrug eine ästhetische Illusion.

Der Dichter muß vollkommen sinnlich reden; da-

her müssen uns alle seine Reden ästhetisch illudiren.

§. 12. Soll eine Nachahmung schön seyn, so muß sie uns ästhetisch illudiren; die obern Seelenkräfte aber müssen überzeugt seyn, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur selbst sey.

Denn das Vergnügen, das uns die Nachahmung gewährt, besteht in der anschauenden Erkenntniß der Uebereinstimmung desselben mit dem Urbilde. Es gehören also folgende beide Urtheile dazu, wenn wir an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen: „dieses Bild gleichet dem Urbilde." „Dieses Bild ist nicht das Urbild selbst." Man sieht leicht, daß jenes Urtheil voran gehen muß, daher muß die Ueberzeugung von der Aehnlichkeit intuitive, oder vermittelst der Illusion, die Ueberzeugung hingegen, daß es nicht das Urbild selbst sey, etwas später erfolgen, und daher mehr von der symbolischen Erkenntniß abhangen.

§. 13. Da uns die Nachahmung an und für sich selbst nicht so sehr vergnügt, als die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat, so setzen wir uns bey der Beurtheilung der schönen Künste über alles hinweg, wozu keine größere Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers erfordert worden wäre, es nachzuahmen.

a) Daher sind die äußerlichen Verzierungen bey einer dramatischen Vorstellung nur zufällig, und öfters schädlich, wenn sie durch ihre eigene Schön-

heit unsere Aufmerksamkeit von der Vorstellung abwenden*). Es ist genug, wenn die Verzierung nicht durch einen offenbaren Widerspruch der Illusion schadet.

b) Ja es ist nicht einmal nöthig, daß ein dramatisches Stück aufgeführt werde, um zu gefallen. Wer beym Lesen urtheilen kann, ob der Dichter sein Stück mit der gehörigen Kunst ausgearbeitet, und ob er es so gemacht hat, daß es durch die lebendige Vorstellung des höheren Grades der Nachahmung fähig werden kann, der kann die äußere Vorstellung leicht entbehren.

§. 14. Das beste Mittel, uns intuitive von dem Werthe der Nachahmung zu überzeugen, ist, wenn vermittelst der Illusion unangenehme Leidenschaften in uns erregt werden.

a) Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich anblicken, so gefällt sie uns desto besser, je mehr wir uns dafür erschreckt haben. Aristoteles glaubt, wir ergötzten uns, weil wir von der vermeinten Gefahr befreiet worden wären. Allein wie unnatürlich ist diese Erklärung. Ich glaube vielmehr, der kurze Schrecken überführt uns intuitive, daß das Urbild getroffen sey.

*) Deshalb tadelte Schiller, als er die Jungfrau von Orleans in Berlin aufführen sah, die übergroße Pracht des Krönungszuges; er sagte: Man habe den Zug und die Jungfrau gegeben. A. d. H.

b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affecten in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig, betrübt, verzweiflungsvoll u. s. w. machen, und wir wissen ihm Dank für die unangenehmen Leidenschaften, die er in uns erregt hat. Man sieht aber, daß in diesen Fällen das zweite Urtheil: diese Affecten sind nur nachgeahmt, unmittelbar auf den Affect folgen muß, weil sonst die unangenehme Empfindung, die aus dem Affecte entspringt, größer seyn würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung ist.

c) Aus diesen Gründen lassen sich die Grenzen des bekannten Gesetzes bestimmen: die schönen Künste sind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst.

---

2. Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit.

Die Maschinen der Natur sind von den Kunstmaschinen darin unterschieden, daß bey jenen das Innere und Aeußere, Materie und Form, Kraft und Schein, allezeit in der genauesten Verbindung stehen, welches aber bey den Werken der Kunst nicht statt findet. Die Baukunst macht eine Ausnahme. Die Gebäude müssen den Schein der Festigkeit und Bequemlichkeit haben *). Die Materie verhält sich bey den

*) Und dennoch kann man nicht allemal von dem äußeren

Werken der Kunst bloß leidend, und der Künstler drückt ihr, durch eine fremde Kraft, eine ihr gleichgültige Form ein, da hingegen die Natur durch innere Kräfte die Materie in die gehörige Form bringen, und also durch innere Kraft den äußern Schein wirken läßt. Es wird sich also bey den Naturmaschinen, durch diese Harmonie des Innern und des Aeußern, von dem einen auf das andere schließen lassen; bey den Kunstmaschinen aber nicht. Mit andern Worten: die Naturmaschinen haben eine Physiognomik, die Kunstmaschinen aber nicht.

Zwischen Güte und Schönheit findet dieselbe Harmonie statt, wie zwischen Kraft und Schein; denn die Schönheit ist nichts anders, als sichtbar gewordene Güte und Tüchtigkeit.

Da aber die Güte etwas objectivisches ist, bey der Schönheit hingegen viel subjectivisches mit unterläuft, so kann diese Harmonie nicht vollständig seyn. Mancher Gegenstand kann Schönheit lügen, mancher seine Schönheit zu sehr verbergen, wenn nämlich die inneren Eigenschaften außer dem Gebiete des ästhetischen Gefühls liegen.

Die Vorsehung hat dafür gesorgt, mehrentheils innere Tüchtigkeit durch äußere Schönheit, Güte durch Annehmlichkeit zu erkennen zu geben. Da aber dieses nur eine Nebenabsicht gewesen, so hat sie zuweilen

Ansehen auf das Innere schließen, weil ein Gebäude ein Kunstwerk ist. Anm. von Nicolai.

höheren Absichten weichen müssen*), wenn sie mit ihnen in Collision gekommen. Hieher gehört der Geschmack der Speisen und ihre Gesundheit oder Zuträglichkeit für den menschlichen Körper.

Das Symbol der äußern Schönheit mit bösem und gefahrvollen Innerm verknüpft, ist das Haupt der Meduse, das mit Schlangen geziert ist, weil auch diese, Schönheit in Form und Bewegung mit innerm Schädlichen verbinden. Hingegen war die Hermessäule nach der Beschreibung die, wo ich nicht irre, Alcibiades im Gastmale des Plato davon macht, ein Sinnbild der inneren Vortrefflichkeit, mit äußerer Häßlichkeit verbunden. Der Elephant verbirgt mehr als thierischen Verstand, und eine feine, beynahe edle Empfindsamkeit, unter einem plumpen äußeren Wesen, das nicht den mindesten Geist verspricht.

Jede Naturmaschine ist in doppelter Rücksicht der Schönheit und Häßlichkeit fähig; 1. als Form, und 2. als Ausdruck. Als Form, in so weit die Maschine

*) In dem Antlitz der Menschen und der Thiere findet man, außer der weisen Zweckmäßigkeit in Bildung und Stellung der Nase, Augen, Mund, u. s. w. auch Schönheit und Symetrie. Beides mußte bey den Eingeweiden, der höheren Absichten wegen, aufgeopfert werden, da sie zum Anschauen nicht bestimmt sind. Oder mit andern Worten könnte man sagen: die Gottheit hat überall Schönheit in ihrer Schöpfung dargestellt, wo sie den höheren Zwecken nicht widerspricht. Anm. von Hrn. Friedländer.

sich in Linien und Flächen endiget, die sowohl in Ruhe, durch Wendung und Farbe, als zum Theil in Bewegung, an und für sich betrachtet, schön, reizvoll, erhaben u. s. w. seyn können. Man kann dieß die todte Schönheit der Naturmaschine nennen. Da aber auch das Aeußere derselben ein natürlicher Ausdruck des Inneren ist, und die guten und bösen Eigenschaften, die Vollkommenheiten und Mängel der Dinge sichtbar macht; so machen sie auch in dieser Betrachtung einen angenehmen, oder widrigen Eindruck, erregen Gefallen oder Mißfallen, sind schön oder häßlich *).

Die lebendigen Schönheiten sind von verschiedener Art. 1. Die organischen oder sinnlichen Merkmale, welche die innerlichen organischen Vollkommenheiten natürlich ausdrücken; z. E. die äußerlichen Kennzeichen von Gesundheit der Pflanze, von ihrer Fähigkeit zum Wachsthum, Nahrung und Fortpflanzung. 2. Die thierische Schönheit, oder sinnlichen Merkmale der inneren thierischen Vollkommenheiten, als der Empfindung, Willkühr und des Naturtriebes. 3. Menschliche oder geistige Schönheit, d. i. sinnliche Merkmale, welche Vernunft, Freiheit des Willens, Empfindsamkeit, Sittlichkeit, und die übrigen Eigenschaften eines vernünftigen Wesens auf eine natürliche Weise ausdrücken.

*) Die Bildhauerey zeigt die todte Schönheit, von der lebendigen abstrahirt. Dieß ist vielleicht ein Grund, daß sie widrig wird, wenn man sie kolorirt. Anm. von Nicolai.

Es giebt auch zufällige Schönheiten, d. i. Merkmale, welche gewisse innerliche Eigenschaften nicht durch natürliche Verbindung, sondern bloß durch zufällige Association der Begriffe andeuten, und also nur gewissen Personen eigen seyn können. So nehmen uns zuweilen gewisse Gesichtszüge ein, die an und für sich unbedeutend sind, uns aber gefallen, weil wir sie an gewissen Gegenständen unsrer Liebe und unsrer Hochachtung wahrgenommen haben. Die Nachahmung äußerlicher Fehler und Mängel großer verehrungswerther Männer ist daher zu erklären. Es ist nicht immer bloß niederträchtige Schmeicheley, wie mancher zu glauben geneigt ist.

Aus der harmonischen Verbindung und Vereinigung aller dieser Schönheiten entspringt die Schönheit des Menschen.

Zwischen der todten und lebendigen Schönheit findet abermals eine Harmonie statt, in so weit die Natur die innere Vollkommenheit des Lebens mehrentheils durch schöne Formen, Farbe und Bewegung, zu erkennen zu geben pflegt. Jedoch finden auch hier häufige Ausnahmen statt.

Die unmittelbare Vorstellung einer Sache, d. h. wie sie sich uns, ohne Zergliederung, Ueberlegung u. s. w. darstellt, heißt ihr Schein.

Angenehm ist eine Vorstellung, wenn sie uns mehr unsre Kräfte als ihre Einschränkung empfinden läßt; das heißt, wenn sie unsre Kräfte ohne Anstrengung beschäftiget.

Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, ist schön.

Es giebt kein absolutes Ideal der Schönheit, sondern jedes Subject erfordert, nach dem Maaße seiner Kräfte und Fähigkeiten ein anderes Ideal, das demselben entspricht. Ein absolutes Ideal würde alle vorhin angeführte Schönheiten in dem höchsten Grade und in der vollkommensten Uebereinstimmung verbinden. Dieses ist so wenig möglich, als daß sich ein Körper mit der allergrößten Geschwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.

Selbst unter den Hogartschen Schönheitslinien giebt es keine, die an und für sich die schönste wäre. Jeder menschliche Sinn erfordert nach dem Grade seiner Schärfe und Blödigkeit, einen größeren oder kleineren Schwung. Da aber alle gesunde, unverfangene, menschliche Sinneskräfte, innerhalb bestimmter Grenzen der Schärfe und Stumpfheit bleiben, so wird das Ideal in der Mitte zwischen den äußersten Grenzen gleichsam schwimmen.

Jedes Subject hat eine ihm eigene Mischung von Fähigkeiten und Neigungen, welche sein Genie und seinen Character ausmachen. In dieser Mischung wird mehrentheils eine Eigenschaft gleichsam hervorstechen, und den Hauptzug des Genies oder Characters ausmachen; diesem werden die übrigen Eigenschaften untergeordnet seyn. So wird auch das Ideal, das jedem dieser Subjecte entspricht, jedes seine eigene Mischung von todten und lebendigen Schönheiten aller

Art haben müssen, nebst einem in derselben nicht selten hervorstechenden Ausdruck des Guten, welches den Character des Ideals ausmacht. Im Herkules z. B. wird der Ausdruck der Kraft den Hauptcharacter ausmachen, im Jupiter die Majestät; in der Venus die Wollust; im Merkur Behendigkeit; in der Minerva Weisheit u. s. w. Alle übrige Schönheiten oder sinnliche Ausdrücke des innern Guten haben eine Beziehung auf diesen Hauptcharacter, und sind demselben untergeordnet. Der Apoll allein scheint nach der Beschreibung, die von demselben gemacht worden, alle diese Schönheiten in der besten Uebereinstimmung, ohne daß eine derselben merklich hervorsteche, zu besitzen. Indessen kann er doch nur die Schönheiten des männlichen Geschlechts haben, ob zwar in dem blühendsten Lebensalter, das Kraft und Unschuld mit Erfahrung und Weisheit verbindet*). Für die Schönheiten des weiblichen Geschlechts wird ein andres Ideal aufgesucht werden müssen, in welchem nicht Thätigkeit, sondern Liebreiz der herrschende Character seyn wird.

*) Ich habe lange gedacht, daß die vorzügliche Schönheit des Apoll in der Idee der Bewegung liegt, die doch der Ruhe des Steins nicht widerspricht. Der Jugend war dieß nur möglich.

Im Herkules hat mir von jeher das stark muskulöse, die Kennzeichen der übermäßigen Kraft, im Contrast der gänzlichen Ruhe der Natur, eine Art von widriger Empfindung gebracht.

Anm. von Nicolai.

Da die Schönheit eine unmittelbare Empfindung ist, die nicht von unsern Urtheilen und Vernunftschlüssen abhängt, so findet auch in Ansehung derselben kein Irrthum, kein Vorurtheil statt. Was irgend einem Menschen gefällt und schön dünkt, muß einen Grund des Wohlgefallens enthalten, muß Eigenschaften besitzen, die wenigstens diesem Subject angemessen sind, und der Mischung seiner Fähigkeiten eine angenehme Beschäftigung darbieten. Wenn auch jemand einem Gegenstande, der diese Eigenschaften nicht besitzet, sie aus Irrthum oder Vorurtheil zuschriebe, so würde doch das Vorurtheil, nicht das Phänomenon der Schönheit erzeugen können. Ueberhaupt hat alle sinnliche Erkenntniß die untrüglichste subjective Wahrheit, und da dieses auch von der Schönheit gilt, so läßt sich davon auch mit Gewißheit schließen, daß der Gegenstand, der diese subjective Erscheinung wirkt, auch die dazu erforderlichen Eigenschaften, wenigstens in Beziehung auf dieses Subject, besitzen müsse. Der allerausschweifendste Geschmack hat einigen Grund in dem Gegenstande. Die Dinge haben verschiedene Seiten, aus welchen sie betrachtet werden können. Es kömmt auf Gewohnheit, Uebung, angebohrne und erworbene Fertigkeit, Neigungen, Gemüthsbeschaffenheit, Winkel und Falten der Seele an, wohin die Aufmerksamkeit bey Erblickung eines Gegenstandes sich lenken, und auf welche Seite sie haften soll. Und nach diesem Gesichtspunkte richtet sich Schatten und Licht des Gegenstandes, und auch unser Urtheil von seiner Schön-

heit oder Häßlichkeit. Der Begriff des ekelhaften Schmutzes überwiegt bey einem verzärtelten Frauenzimmer alle andre Betrachtungen, in welcher uns etwa der Anblick schön gewundener Därme angenehm seyn könnte. Der Naturforscher unterdrückt die Idee des Schmutzes, und findet die Därme interessant. Der Wilde hat kein Gefühl von Ekel, und hängt sie sich zum Putze um den Hals. Gemeine Augen können eine bunte Fläche mit einem wallenden Umrisse schön finden. Geübtere Sinne hingegen fordern eine der Wahrheit gemäße Vermischung von Schatten und Licht, und einen Umriß, der sich zu verlieren scheint.

Mich dünkt, die Urtheile der Menschen in Absicht auf die todte Schönheit, weichen nicht so sehr von einander ab, als in Absicht auf die lebendige Schönheit, oder den Ausdruck, und insbesondere wenn Collisionen entstehen. Dieser liebt bräunliche, jener blonde Gesichter*). Jene drücken mehr Lebhaftigkeit, diese mehr Seelenruhe aus. Dieser liebt Keckheit, jener Bescheidenheit; ein andrer offenes, freimüthiges Wesen, mancher hingegen Verschwiegenheit; dieser mannhafte Festigkeit, jener Empfindsamkeit u. s. w. Jede dieser Eigenschaften hat ihre besondre Physiognomie, die

*) Die Griechen liebten blonde Haare mehr als wir. Sie liebten stille Größe in den Vorstellungen der Kunst; daher erschöpften sie die Bildhauerey, aber nicht die Mahlerey.

Anm. von Nicolai.

die zuweilen *) mit den Erfordernissen der todten Schönheit in Collision kömmt. Daher die verschiedenen Urtheile der Völker und Zeiten in Absicht auf die Schönheit, die erstaunliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks, die man sonst dem Eigensinne, dem Vorurtheile oder andern zufälligen Ursachen zuzuschreiben pflegt, die aber, meines Erachtens, in der Verschiedenheit der Kräfte und Fähigkeiten, und in der Mannigfaltigkeit ihrer Mischung und Verhältnisse gegen einander, ihren zureichenden Grund haben. Diese müssen nothwendig nach Zeit, Raum, Clima, Erziehung, Nahrung, Religion und Regierungsform veränderlich seyn; daher auch die Dinge, die dieser Mischung von Kräften und ihrer Verhältnisse angemessen seyn sollen, die Schönheiten, derselben Veränderlichkeit unterworfen seyn müssen.

Man hat also, von dieser Seite betrachtet, guten Grund, mit dem gemeinen Sprüchworte zu sagen: „Ein jeder hat seinen Geschmack" und „über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten." In der That, nur ich allein kann sagen, welcher Schein meinen Fähigkeiten angemessen ist, und diese ohne Ermüdung beschäftiget. Vernunftgründe und Autoritäten vermögen hier nichts wider die innere Ueberzeugung. Man kann einen Gelbsüchtigen zwar überführen, daß die Gegenstände, die ihm gelb scheinen, es in der That nicht sind, in so weit man die

*) Fast lieber möchte ich auf gewisse Weise sagen: immer, wenigstens oft. Anm. von Nicolai.

Farben für etwas Objectives, für die Eigenschaft der Oberfläche hält, die Augen eines gesunden Menschen auf eine bestimmte Weise zu afficiren. In so weit aber die Farben als etwas subjectivisches betrachtet werden, findet auch in Absicht auf dieselben kein Streiten und Ueberführen statt. Mit der Schönheit hat es dieselbe Bewandniß. Durch Vernunftgründe und Autoritäten bringet ihr dem Menschen keine unmittelbare Erkenntniß bey. Er wird höchstens Regeln herplappern lernen, die er nicht versteht, und Urtheile nachbeten, davon sein Innerstes nicht überführt ist.

Wie aber? Sind deswegen alle Kritiken vergeblich, alle Regeln grundlos, alle Vernunftgründe in Sachen des Geschmacks bloßes Geschwätz? Nichts weniger! Unter allen Arten des Geschmacks muß vielmehr ein Einziger der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen am zuträglichsten seyn. Dieses wird der wahre, richtige Geschmack seyn, den zu erlangen alle Menschen sich bestreben müssen. Und in so weit der Mensch, wenigstens indirect, auch über die Mischung seiner Fähigkeiten einige Gewalt hat, und ihnen nach Wohlgefallen Ausbildung und Richtung geben kann, so steht es auch in seiner Macht, sich diesem einzigen wahren Geschmacke mehr oder weniger zu nähern, und seine Empfindung der Schönheit so auszubilden, wie sie seiner Bestimmung, und dem Endzwecke seines Daseyns am meisten angemessen ist.

Dieses ist das hohe Amt der Kritik. Sie soll uns zeigen: 1. welcher Geschmack der beste sey, das heißt,

nach obigem Grundsatze, welche Empfindung des Schö=
nen der wahren Bestimmung des Menschen, dem End=
zwecke seines Daseyns am zuträglichsten sey, am besten
entspreche; und 2. wie wir unsre Kräfte und Fähig=
keiten, in so weit es bey uns steht, zu bilden und zu
richten haben, um dieses Geschmackes theilhaft zu
werden. Führet einem Menschen, der das Groteske
liebt, und an der Erhabenheit eines Apollo keinen Ge=
schmack findet, tausend Vernunftgründe, und eben so
viele Autoritäten an, daß der Apoll vortrefflich sey;
ihr werdet ihn zum Schweigen, vielleicht zum Nach=
plaudern bringen, aber nicht überführen. Zeigt ihm
aber erstlich, daß die Empfindung des Erhabenen und
Großen dem Endzwecke unsers Daseyns, der wahren
Glückseligkeit des Menschen zuträglich sey, ja dersel=
ben weit mehr entspreche, als die Empfindung des lä=
cherlichen Grotesken, an welcher er sich zu ergötzen ge=
wöhnt hat. Thut dieses aber nicht eher, bevor ihr un=
tersucht habt, ob die Seele desselben der Empfindnng
des Erhabenen fähig sey, und durch gehörige Ausbil=
dung ihrer theilhaft werden könne. Sonst gereichen
eure Bemühungen, wenn sie nicht fruchtlos sind, mehr
zum Schaden als zum Vortheil dieses Menschen. So=
dann zeiget ihm die Weise, wie er seine Fähigkeiten
ausbilden soll, um zu dieser Empfindung des Erhabe=
nen zu gelangen, von der er nunmehr einsieht, daß sie
seine Glückseligkeit befördern werde. So und nicht
anders läßt sich der Geschmack der Menschen ausbil=
den; so und nicht anders kann man ihm eine unmittel=

bare Erkenntniß der Schönheit beibringen, deren er ganz unfähig zu seyn schien.

Einzelne Schönheiten können ins Gedränge kommen, und einander hinderlich seyn. Das Natürliche und das Sinnreiche, Anständigkeit und Wahrheit, Kühnheit und Bescheidenheit, Eifer und Sanftmuth, u. s. w. schränken sich wechselsweise einander ein. Und nun kömmt es auf die subjective Mischung der Kräfte an, welche von beiden sich widersprechenden Schönheiten obsiegen, oder unterliegen soll. Die Franzosen scheinen mehr Anstand als Wahrheit zu lieben, mehr feine Lebensart als Erhabenheit, mehr das Sinnreiche als die Natur. Die Engländer das Gegentheil. Jede Nation hat offenbar ihre eigene Mischung von Kräften, wodurch ihr Geschmack bestimmt wird. Welcher Geschmack ist aber der Bestimmung des Menschen am zuträglichsten? Unstreitig derjenige, nach welchem man sich durch ekelhafte oder lächerliche Nebenbegriffe nicht abhalten läßt, das Schreckliche, Erhabene, Kühne, Naive, in seiner ganzen Stärke zu fühlen, bey andern Gelegenheiten aber, wo die Collision vermeidlich ist, sich, am Feinen und Anständigen zu ergötzen, geübt hat. Je mehr man sich diesem Ideal nähert, desto vollkommener und richtiger ist unser Geschmack. Man sieht aber auch, wohin man die Bemühung zu lenken habe, wenn man seinen Geschmack verbessern will.

---

3. An meinen Freund, Friedrich Nicolai.

Berlin, den 22sten Nov. 1780.

Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforscher, Stimmen sammlen will, um sie zu zählen. Sie wollen gewogen, und nicht gezählt seyn.

Die Meinung, die der Verfasser der Urbegriffe vertheidiget, hat Turneiser, (ein Freund, und, wo ich nicht irre, Lehrer von Bonnet,) vor etwa dreißig Jahren in einer kleinen Brochüre: Sur le fatalisme, vorgetragen, und nachher Basedow in verschiedenen seiner Schriften ziemlich weitläuftig ausgeführt.

Meines Erachtens liegt die Schwierigkeit mehr in der Sprache, als in der Sache. Unsre Sprache ist zu schwankend, die Wörter zu vieldeutig, um genau in die Fugen der Wahrheit zu passen. Die Natur hat die Umrisse der Begriffe sanft in einander laufen lassen; wir tappen gleichsam mit breiten Tatzen hinein, und vermischen sie.

Das Wort nöthigen, würde ich z. B. von den freien Handlungen der Menschen nicht gebrauchen. Wie kann ich genöthiget seyn, so zu handeln, wenn ich nur deswegen so und nicht anders handle, weil ich so und nicht anders handeln will, und wenn ich anders handeln wollte, auch anders handeln würde?

„Allein ich werde von den Bewegungsgründen genöthiget, so und nicht anders zu wollen. Ich kann nicht anders wollen."

Genöthiget zu wollen! Kann nicht anders wollen! — Diese Redensarten begreife ich nicht. Was versteht man denn unter Freiheit des Willens? Wie soll denn der Wille frey seyn?

„Ich möchte gern, allen Bewegungsgründen zuwider, auch dasjenige wollen, was ich, ihnen zufolge, nicht wollen muß."

Wenn ich Sie recht verstehe, so nennen Sie nur das Freiheit des Willens, wenn der Wille gar keiner Richtschnur folgen darf; wenn er sich dem blinden Ungefähr überlassen kann. Ob Sie einer Richtschnur folgen, oder nicht folgen, soll abhangen, nicht von Motiven, sondern von Ihrem Belieben, von Ihrer Willkühr, von Ihrem Eigensinne. — Sie sehen, alle diese Wörter helfen den Knoten nicht lösen, und sie verwirren, so wie die Wörter nöthigen und können, die Begriffe nur noch mehr.

Ich will es versuchen, ohne diese durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch vieldeutig gewordenen Redensarten, die Sache ins Reine zu bringen.

Meine Hand schreibt, meine Hand dünstet aus. Beides nicht ohne zureichende Ursache. Warum nenne ich das Schreiben eine willkührliche, das Ausdünsten aber eine unwillkührliche Handlung?

Jede Veränderung in der Natur, und also auch in dem menschlichen Körper, hat ihre wirkende Ursache und ihre Endursache. Bey einigen sind diese Ursachen verschieden, und ohne unmittelbaren Einfluß auf einander. Von dieser Art sind alle un-

willkührliche Veränderungen des menschlichen Körpers. Sie erfolgen aus wirkenden Ursachen; harmoniren zwar mit einem gewissen System der Endursachen, sind aber keine unmittelbare Wirkung derselben. Ich verdaue, mache Blut, dünste aus, nicht weil und in so weit dieses meine Absicht ist, sondern aus physischen wirkenden Ursachen. Andre Veränderungen erfolgen aber entweder unmittelbar aus Endursachen selbst, oder aus nächsten wirkenden Ursachen, welche unmittelbar Folgen der Endursache sind. Sie selbst, oder ihre nächsten wirkenden Ursachen, sind Wirkungen der Endursache. Das Schreiben z. B. erfolgt zum Theil mittelbar, auch zum Theil unmittelbar aus dem System meiner Absichten, weil ich die Absicht habe, für gut finde, beliebe zu schreiben. Dieses sind willkührliche Handlungen. Willkührlich ist also jede Handlung, jede Veränderung, bey welcher die Endursache zur wirkenden Ursache geworden. Ich handle willkührlich, wenn eine Veränderung in der Natur dadurch wirklich geworden, daß sie zu meinen Absichten gehört, daß sie mir gefallen, daß ich sie beliebt, gut gefunden, gewählt habe. Ich handle unwillkührlich, oder, (wenn wir uns dieses nunmehr genau bestimmten Worts bedienen wollen,) nothwendig, wenn meine Endursache zur Existenz einer Veränderung nichts beygetragen, wie beym Ausdünsten, Blutmachen u. s. w.

Meine Handlung ist vermischter Natur, oder nur zum Theil willkührlich, wenn die Endursache nicht die einzige, vollständige wirkende Ursache der Verände-

rung, sondern nur eine Mitursache derselben sind, wie beym Athemholen, Gähnen, Husten, u. s. w.

Da ich mir meiner Endursache dunkel, klar oder deutlich bewußt seyn kann, so kann ich auch zur Handlung durch Instinkt, Triebfedern oder Bewegungsgründe angespornt werden. In dem letzten Falle handle ich freywillig.

Vorhergesehene Vergeltung wirkt auf das System der Endursachen, und vermittelst derselben auf unsre freywillige Entschließung. Ich kenne kein System, nach welchem sich der Einfluß der Belohnung und Bestrafung auf den freien Willen natürlicher, oder auch nur natürlich erklären ließe.

„Die Moral wird eine Art von Mechanik.“ Ja, wenn man sich so ausdrücken will; aber mit dem Unterschiede, daß in der moralischen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Bösen, *in ihrem* ganzen Umfange, und nach allen Graden der Erleuchtung das einzige Triebwerk ausmacht, die erste und letzte Kraft der Maschine ist.

„Man wird toleranter. Die Tugend verliert zwar nicht ihren Werth, aber doch allen Stolz.“ Diese Consequenz sehe ich nicht ein. Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten und Bösen eben so stolz, eben so intolerant seyn, als auf ein bloßes eigensinniges Belieben, welches durch keine meiner guten Eigenschaften veranlaßt wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünder läßt sich gar wohl vertheidigen. — Doch diese Erörterung führt zu bloßen Wortgrübeleyen.

Aber rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Strafen, böses thun weil böses geschah, böses um des bösen willen, ewige willkührliche Strafen. Auf allen Dächern muß gegen diese Ungeheuer gepredigt werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Ersprießliche, das Wohlthätige aufwiegen soll, das der Mensch hier in der Wahrheit findet. Ich für mein Theil danke für alles Gute, das aus der Lehre von der rächenden ewigen Bestrafung entstanden seyn soll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieser Lehre Synonyme? — In einem gewissen Verstande. Die Rabbiner sagen: Der Mensch sündiget nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in ihn gefahren. Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem System seiner Begehrungsvermögen Harmonie ist, wenn seine Wünsche, Triebe, Verlangen, Begierden und Verabscheuungen zur Vollkommenheit übereinstimmen, mit der Bestimmung des Menschen übereinkommen, — wenn er ein guter Narr ist. Beym Schurken liegt Disharmonie in dem System der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwischen Triebe und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft — Unvollkommenheit, die Mißbilligung, Mißfallen, Verachtung u. s. w. erregt. Ich kann mir diesen Unterschied, nach keinem andern System so deutlich erklären.

Verzeichniß des Inhalts.

I. Friedrich Nicolai's Leben. . . . Seite 1

II. Einzelne Ideen und Bemerkungen von Fr. Nicolai. . . . . — 107

III. Poetische Kleinigkeiten von Fr. Nicolai. — 153

IV. Kleine prosaische Aufsätze von Moses Mendelssohn. . . . . . — 171

Berlin, gedruckt bei den Gebrüdern Gädicke.

Ich habe die Leser zwar S. 44. in Ansehung des Verzeichnisses von Nicolai's Schriften auf Meusel's gel. Deutschland verwiesen; da solches aber theils in mehrere Bände zerstreut, theils nicht ganz vollständig ist, so wird es manchem Literatur-Freunde vielleicht angenehm seyn, daß ich hier die ganze Folge von N's. Schriften, chronologisch geordnet, noch beyfüge.

1) Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe; nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderschen Buchs von Miltons Nachahmung der neuern Schriftsteller. Frankf. und Lpz. 1753. 8.

2) Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Berlin, 1755. 8.

3) Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist. 1760. 4.

4) Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt. 1767. 4.

5) Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 1769. 8. Zweite Aufl. in 2 Bänden. 1779. Dritte Aufl. in 3 Bänden. 1786.

6) Leben und Meinungen des Herrn M. Sebaldus Nothanker. Berlin, 1r Band, 1773. — 2r Band 1775. — 3r Band 1776. 8. Vierte Aufl. 1799.

Dieses Werk wurde übersetzt in das Franz., Holländ., Dänische und Schwedische.

7) Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes. 1775. 8.

8) Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicher Volckslider, lustigerr Reyen und kleglicher Mordgeschichten, gesungen von Gabryel Wunderlich, weyl. Benkelsengeren zu Dessau, herauß gegebenn von Danyel Seuberlich, Schustern zu Ritzwück an der Elbe. Erster und Zweyter Jahrg. 1777 und 1778. 12.

9) Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden, und über dessen Geheimniß; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freymaurergesellschaft. Erster und zweyter Theil. 1782. 8. Zweyte verbesserte Aufl. des ersten Theils 1783.

10) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. 12 Bände. Von 1783 bis 1796. gr. 8.

11) Anekdoten vom König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Personen, die um ihn waren; nebst einigen Zweifeln und Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten. Sechs Hefte. 1788 — 1792. 8. Sie wurden gleich in das Holländische übersetzt.

12) Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen. 2 Bände. 1791. 1792. gr. 8.

13) Geschichte eines dicken Mannes, worin drey Heyrathen und drey Körbe, nebst viel Liebe. 2 Bände. 1794. 8.

14) Anhang zu Friedr. Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797. Berlin, 1797. kl. 8.

15) Leben und Meinungen des Sempronius Gundibertes, eines deutschen Philosophen; nebst zwei Urkunden der neuesten deutschen Philosophie. 1798. 8.

16) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, Erhard und Fichte. 1799. gr. 8.

17) Vertraute Briefe von Adelheid B**, an ihre Freundin Julie S**. 1799. 8.

18) Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten; eine historische Untersuchung. Mit 66 Kupfer. 1801. gr. 8.

19) Leben Justus Mösers. 1797. gr. 8.

20) Gedächtnißschrift auf Joh. Jakob Engel. 1806. gr. 8.

21) Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freymaurer, veranlaßt durch die sogenannten historisch-kritischen Untersuchungen des Herrn Hofrath Buhle über diesen Gegenstand. 1806. gr. 8. m. K.

22) Gedächtnißschrift auf Dr. Wilh. Abraham Teller. 1807. gr. 8.

23) Philosophische Abhandlungen. Vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zwei Bände, 1808. gr. 8.

Kleine Schriften.

24) Einige Zweifel über die Vergiftung des Nachtmahlweins, welche zu Zürich 1776 geschehen seyn soll. 1778. 8.

25) Bescheidene und freimüthige Erklärung an das Publikum, wegen des Verbots der allgem. deutschen Bibliothek, und anderer allgemein für erlaubt gehaltener Bücher in den K. K. Erblanden. 1780. 8.

26) Oeffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beigefügten Digressio-

nen, betreffend Herrn Joh. Aug. Stark und Joh. Kaspar Lavater; ernsthaft, munter, auch ein wenig lustig zu lesen. 1788. gr. 8.

27) Nöthige kurze Erklärung über eine Aufforderung des Herrn Oberhofpredigers Stark. 1789. 8.

28) Letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen in dem, den Herrn Oberhofprediger Stark betreffenden Streite. 1790. 8.

Von der großen Menge Beiträge die Nicolai zu verschiedenen Zeitschriften geliefert hat, findet man ein genaues Verzeichniß in Meusels gelehrtem Deutschland, und in Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. In diesem letztern sind auch die kleinen Schriften genau angegeben, welche die größern Schriften Nicolai's veranlaßt haben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Seite 24 Zeile 11 statt Literaturkriege lies — Literatur-Briefe.

— 44 — 3 von unten muß „hat“ wegfallen.

— 93 — 12 ist nach „so z. B.“ hinzuzusetzen: mir selbst.

— 106 — 3 ist nach „18000 Rthlr.“ hinzuzusetzen: ungerechnet die Bücher.

— 158 — 2 statt nach lies — noch.

— 173 — 5 statt wären lies — wäre.

6 Bl. kl. 11 Bg.

RICHARD BAUR
Buchbinderei
München

Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von, 1748-1828 [Herausgeber]

Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß

Berlin 1820

Biogr. 846 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065448-8